

ALLES AUSSER PLANBAR • BAND 1

Die Kennenlernn-Liste



KNUT WELZEL

ALLES AUSSER PLANBAR

Band 01

Die Kennenlern-Liste

Knut Welzel

Für meine Ehefrau, genieße den Urlaub!

*Bei der Erstellung dieses Buches wurde KI unterstützend
eingesetzt.*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	iii
1 Hypothese	1
2 Feldversuch	11
3 Platz 13	17
4 Das stille Date	23
5 Störgeräusche	27
6 Handschuhe	33
7 Nahtmaterial	37
8 Fäden	41
9 Testdate drei	45
10 Testdate vier	49
11 Zwei Listen, ein Tisch	55
12 Kontrollort	59
13 Heiße Ecke	63
14 Nachhall	67
15 Halbzeit	71

16 WG-Regeln	75
17 Der Pitch	81
18 Ausreißer	87
19 Schwester-Diagnose	93
20 Schmuddelwetter	99
21 Die letzten drei Orte	103
22 Zweifel	109
23 Der Riss	115
24 Ranking	119
25 Leere Liste	123
26 Stille	127
27 Tiefpunkt	131
28 Lehmann, zum Zweiten	135
29 Alle	139
30 Frühstück	143
31 Versöhnungsabend	147
32 Jacke	151

Vorwort

Du kennst das vielleicht:

Urlaub, Strand, endlich Zeit zum Lesen – nur: welches Buch soll mit? Was, wenn dir nicht gefällt, was du eingepackt hast?

Janet und ich lieben eine bestimmte Art von Geschichten, besonders im Urlaub: warmherzig und humorvoll, in denen ein logisch denkender Kopf auf das echte, unlogische Leben trifft.

Ganz anders das Buch, das ich seit drei Jahren in jeden Urlaub mitschleppe und bei dem ich noch nicht mal über Seite 100 hinaus bin.

Da kam die Idee zu einem Experiment: eine komplette Reihe per KI schreiben zu lassen. Ich darf den Inhalt dabei nicht kennen – aber er muss mir gefallen. Und vor allem Janet.

Eines ist mir dabei ganz wichtig: Diese Reihe soll kein literarisches Meisterwerk sein. Sie soll einfach nur unterhalten. Das kann sie auch gar nicht sein, denn KI kann nichts wirklich Neues erschaffen, sie kann nur Bestehendes neu kombinieren. Ohne kreative Menschen wird es irgendwann langweilig.

Die Herausforderung liegt für mich in der Planung: KI-

Agenten und Modelle im Zaum zu halten, ohne den Inhalt zu kennen.

Als Physik-Ingenieur liebe ich Logik, Pläne und Regeln. In der Physik hält sich alles an Gesetze. Nur Menschen leider nicht.

Dies ist der Auftakt dieser zwölf-bändigen Reihe um Felix und Lea – wir sind nicht Felix und Lea. Oder vielleicht doch ein bisschen?

Was ich dabei gelernt habe: Liebe kann man nicht optimieren wie eine Maschine. Man muss sie pflegen wie einen Garten.

Dieses Buch ist für Janet – genieße den Urlaub!

Knut

Kapitel 1

Hypothese

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 1. **Hypothese:** Gespräche scheitern am Lärm, nicht an den Menschen. **Methode:** 12 Hamburger Orte, sortiert nach Lärmpegel, mit Schallmesser und Feldnotizen. **Ergebnis:** offen. Fehlerquote: noch unbekannt.

Ich heiße Dr. Felix Hartmann, ich bin 35 Jahre alt, Bioinformatiker am UKE in Hamburg, und ich bin seit 412 Tagen Single. Das weiß ich so genau, weil Amir es mir gesagt hat. Amir Haddad ist mein Mitbewohner, Physiker, der einzige Mensch, der meine Whiteboards lesen kann, ohne zu seufzen.

„412 Tage“, sagte Amir heute Morgen um 6:42 Uhr in unserer Küche in Altona, „das ist kein Zufall mehr, Felix. Das ist ein Systemfehler.“

Unsere Küche ist klein, hell und nach Amirs Regeln organisiert: Töpfe nach Größe, Gewürze alphabetisch, Kühlschrank in Zonen. Meine Zone ist oben links. Joghurt, Hafermilch, zwei Äpfel. Alles andere gehört Amir, inklusive eines Topfes, den er „Bernd“ nennt und den ich nicht anfassen darf. Warum Bernd, habe ich einmal gefragt. „Weil er unter Druck am besten arbeitet“, hat Amir gesagt.

Er schob mir einen Becher Kaffee hin. 200 Milliliter, 72 Grad, Hafermilch. Exakt so, wie ich ihn mag. Amir kennt meine Vorlieben besser als ich meine eigenen Dates. Was auch daran liegt, dass es keine Dates gibt.

„Deshalb“, sagte ich, „starte ich heute die Kennenlern-Liste.“

Amir seufzt. Einmal, kurz, durch die Nase. Ich kenne die Sortierung: ein Seufzer heißt *Ich höre zu*, zwei heißen *Ben hat dich angestiftet*.

Es sind zwei Seufzer. Zu Recht. Ben Kramer hatte mich gestern in der Hafenwirtschaft dazu überredet. Ben ist mein bester Freund seit dem Studium, Marketing-Mensch, Gründer einer kleinen App-Schmiede. Die Hafenwirtschaft ist unsere Stammkneipe, ein Restaurant direkt auf der Elbe, ein Ponton an Brücke 9, unser Anker-Tisch.

„Felix“, hatte Ben gestern gesagt und dabei einen Bierdeckel mit Strichliste umgedreht – unsere Strichliste, wer wie oft zu spät kommt; ich führe mit null –, „dein Problem ist nicht, dass du nichts zu sagen hast. Dein Problem ist, dass du es immer am falschen Ort versuchst. Zu laut, zu voll, zu viel.“

Das stimmte. Ich bin lärmempfindlich. Kantine: 78 dB, Schmidtchen an vollen Abenden: 81 dB. Bei 81 dB verstehe ich meinen eigenen Satz nicht mehr. Also nicke ich. Und Nicken ist, wie Amir sagt, keine Konversation.

Ich erinnere mich noch an das letzte richtige Date. Vor über einem Jahr. Eine Kollegin vom Institut, nett, klug,

lachend. Wir saßen in einer Bar auf St. Pauli, hinter uns Junggesellenabschied, neben uns eine Espressomaschine wie ein startender Hubschrauber. Ich habe genickt. Sie hat erzählt. Am Ende hat sie gesagt: „Du bist nett, Felix. Aber ich hatte das Gefühl, allein zu Abend zu essen. Mit Kulisse.“ Danach habe ich drei Wochen keine Bar betreten und zwei Monate überlegt, ob Nicken reicht. Es reicht nicht. Amir hat recht. Nichts reicht, was man nicht übt.

„Deshalb“, hatte Ben gesagt, „machen wir Feldforschung. Du suchst zwölf Orte in Hamburg, an denen man in Ruhe reden kann. Sortiert nach Lärmpegel. Mit Messgerät. Und dann übst du. Sieben Minuten Small Talk pro Ort. Ich organisiere die Gelegenheiten.“

„Was für Gelegenheiten?“

„Morgen, 18 Uhr, Speed-Dating im Schmidtchen. 200 Plätze, klein, intim. Zwölf Gespräche, je sieben Minuten. Du gehst als Beobachter hin. Klemmbrett, Messgerät, Feldnotizen. Kein Druck.“

Ich hatte das notiert. Nicht wegen Ben. Wegen der Logik. Wenn die Umgebung das Problem ist, lässt sich die Umgebung vermessen. Menschen nicht. Orte schon.

Das habe ich Amir heute Morgen erklärt, zwischen Kaffee und Toast. Amir hörte zu, rührte in seinem Tee und sagte dann: „Du vermisst also Orte, um Menschen zu treffen, die du nicht ansprichst, weil es zu laut ist. Und das nennst du Plan.“

„Kennenlern-Liste“, korrigierte ich.

„Dasselbe“, sagte Amir. „Nur länger.“ Dann wurde er ernst – so ernst, wie Amir nur wird, wenn es um Menschen geht, nicht um Physik. „Felix. Was, wenn die Orte stimmen und du trotzdem nichts sagst? Was ist der Plan für dann?“

Ich hatte keine Antwort. Ich habe immer noch keine. Aber ich habe ein Whiteboard. Manchmal ist das dasselbe wie eine Antwort, nur früher.

Zu Hause legte ich also um 22:14 Uhr – nein. Falsch erzählt. Das war gestern Abend, nach der Hafenwirtschaft. Der Reihe nach, wie es sich für Feldnotizen gehört.

Gestern, 22:14 Uhr: neues Whiteboard. Überschrift: KENNENLERN-LISTE. Darunter drei Spalten: ORT / DEZIBEL / GESPRÄCH (1–5 Sterne).

Platz 1 bis 3 hatte ich schon, mit Sternchen und dem Vermerk *Kontrollort*.

Amir blieb im Türrahmen stehen. „Darf ich eine Vorhersage machen?“, fragte er.

„Ja. Aber bitte falsifizierbar.“

„Vergiss die Ohrenstöpsel nicht.“

„Unwahrscheinlich“, sagte ich. „Platz 12 ist das Schmidtchen bei 81 dB. Lauter wird es nicht.“

Amir lächelte dieses Amir-Lächeln und ging duschen. Ich stand noch lange vor dem Board. Zwölf Zeilen. Neun leer. Es sah aus wie ein Genom vor der Sequenzierung:

lauter unbekannte Stellen, die darauf warten, gelesen zu werden. Nur dass man Genome nicht ansprechen muss. Zum Glück. Oder leider. Je nachdem, wen man fragt. Mich fragt keiner. Noch nicht.

Meinen 7-Minuten-Leitfaden habe ich heute Morgen geschrieben, auf eine Karteikarte, Vorder- und Rückseite. Kein Test für andere. Eine Anleitung für mich. Damit ich in sieben Minuten nicht nur nicke.

Vorderseite: 1. Ankommen (Name, 30 Sekunden). 2. Eine Frage stellen, die man nicht mit Ja beantworten kann. 3. Zuhören, bis die Person fertig ist – wirklich fertig. 4. Erst dann vom eigenen Schallmesser erzählen, und nur, wenn jemand fragt.

Rückseite: Wenn Stille entsteht: Stille aushalten. Stille ist 35 dB. Stille ist in Ordnung.

Ich habe die Karteikarte dreimal abgeschrieben, bis die Schrift sauber war. Amir fand mich dabei und sagte: „Du schreibst eine Anleitung zum Reden. Das ist, als würde man eine Anleitung zum Schwimmen schreiben und sie am Beckenrand lesen.“

„Manche lesen sie im Wasser“, sagte ich.

„Du liest sie am Beckenrand“, sagte Amir. „Aber gut. Immerhin gehst du zum Becken. Das ist neu.“ Er nahm sich einen Apfel aus meiner Zone – was er nur darf, wenn er

etwas Nettes gesagt hat, so sind die Regeln – und biss ab.
„Viel Glück heute.“

Ben rief um 7:55 Uhr an, als ich mit dem E-Bike zum UKE fuhr, Elbe links, Wind von vorn, 14 Grad, Hamburg im April.

Die Fahrt dauert 22 Minuten.

„Und? Wie viele Orte?“, fragte Ben, als ich ranging – Freisprechanlage, selbstverständlich, Sicherheit geht vor, auch bei Feldforschung.

„Zwölf. Drei vermessen, neun offen.“

„Zwölf! Sehr gut. Bring morgen das Messgerät mit. Und deine Feldnotizen werden die Grundlage für die App: *Leise Orte, laute Gefühle. Oder Dezibel-Dating. Oder ...*“

„Es gibt keine App, Ben. Es gibt eine Liste.“

„Noch“, sagte Ben. „Noch gibt es nur eine Liste.“

Im Labor wartete Prof. Lehmann. Horst Lehmann, 62, mein Mentor, spöttisch aus Berufung, Kardiologe mit einem Herzfehler – was er selbst für die beste Pointe seines Lebens hält. Das Labor roch nach Desinfektion und Kaffee. Meine Pipetten lagen exakt parallel. Der Tag konnte beginnen. Tat er aber nicht, denn Lehmann stand vor meinem Whiteboard – ich habe im Labor auch eines, kleiner, für Dienstliches –, auf dem ich über Nacht KENNENLERN-LISTE in Großbuchstaben gelassen hatte. Ich hatte vergessen, es umzudrehen.

„Hartmann“, sagte Lehmann, ohne sich umzudrehen.
„Sagen Sie mir, dass das eine Lärmstudie ist.“

„Es ist eine Feldstudie über Gespräche.“

„Noch schlimmer.“ Er drehte sich um. Lehmanns Blick ist wie ein EKG: Er sieht alles, sagt die Hälfte und meint das Doppelte. „Wissen Sie, was der Unterschied zwischen Ihnen und einem Messgerät ist?“

„Messgeräte nicken nicht verlegen?“

„Messgeräte verlieben sich nicht in die Ausreißer. Menschen schon. Merken Sie sich das für Ihre Ethikkommission.“

Er ging. Das war Lehmanns Art, *Viel Glück* zu sagen. Später, viel später, würde ich verstehen, dass es auch seine Art war, *Pass auf dich auf* zu sagen. Aber das wusste ich damals noch nicht. Damals wusste ich nur: 81 dB, Schmidtchen, morgen 18 Uhr.

Der Labortag zog sich – Pipettieren, Sequenzen, Konferenzraum mit trockener Luft und Stimmen von allen Seiten. Mittags in der Kantine, zwischen Tablettklappern und Essensgeruch, sah Amir nur mich an.

Am Abend gingen wir in die Hafenwirtschaft. Anker-Tisch, 19:02 Uhr, Sonnenuntergang über der Elbe, Containerschiff, Möwen. 54 dB, leichter Wind. Susi, unsere Barkeeperin, stellte zwei Alster hin, ohne zu fragen. Sie sagt wenig. Sie hört zu.

Ben kam um 19:14 Uhr – zu spät, Strichliste –, mit einem

Flyer in der Hand: *Speed-Dating im Schmidtchen*, morgen 18 Uhr.

„Testlauf“, verkündete er. „Zwölf Gespräche, je sieben Minuten. Du beobachtest, du misst, du notierst. Und Lea ist auch da.“



„Also?“, fragte ich und sah von Ben zu Amir.

Ben und Amir sahen sich an. Diesen Blick kenne ich. Er bedeutet: Die beiden wissen etwas, was ich noch nicht weiß – und sie werden es mir erst sagen, wenn ich dreimal gefragt habe.

„Notärztin“, sagte Ben. „33. Führt Fahrrad. Redet schnell und laut. Wird deinen Schallmesser auslachen und dir trotzdem ihre Nummer geben. Oder umgekehrt.“

„Woher wisst ihr das?“

„Susi hat es gesagt“, sagte Amir und nickte zu Susi, die nur die Schultern zuckte und sagte: „Setzt euch. Esst was.“

Ben beugte sich vor. „Hör zu, Felix. Morgen bist du Beobachter. Aber übermorgen? Übermorgen fängst du an. Ein Ort nach dem anderen. Und ich sage dir was: Am Ende dieser Liste steht nicht der leiseste Ort Hamburgs. Am Ende steht jemand, bei dem du das Messgerät vergisst. Das ist meine Vorhersage. Nicht falsifizierbar. Einfach wahr.“

Ich sah auf die Elbe. Ein Schiff hupte. Irgendwo auf St. Pauli machte sich das Tivoli bereit für die Abendvorstellung. Heiße Ecke, ausverkauft, 620 Leute, Applaus bei 94 dB. Unvernünftig. Unmessbar. Und trotzdem jeden Abend voll.

Ich nahm einen Stift und schrieb unten auf meine Liste:

Ergebnis Tag 1: 3 Orte vermessen, 9 offen. 1 Speed-Dating zugesagt (als Beobachter). 1 Name notiert: Lea. Fehlerquote steigt.

Und darunter, kleiner, weil es mir peinlich war:

Hinweis Amir: Ohrenstöpsel einpacken. Nicht benutzen. Vorhersage Ben: Am Ende steht jemand. Maßnahme: keine. Einfach hingehen.

Kapitel 2

Feldversuch

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 2, 17:31 Uhr. **Ort:** Vor dem Schmidtchen, Spielbudenplatz. **Pegel:** 68 dB Straße. **Puls:** 104. **Ausrüstung:** Klemmbrett, Messgerät, Leitfaden-Karteikarte, Ohrenstöpsel (eingepackt, unbenutzt – wie versprochen). **Auftrag an mich selbst:** Beobachten. Messen. Notieren. Nicht mitmachen.

Spielbudenplatz um halb sechs: Touristen, ein Mann mit einer Gitarre (drei Akkorde), gebrannte Mandeln, Diesel. 68 dB im Mittel. Ich stehe vor dem Eingang und tue so, als gehörte ich hierher. Mäßig überzeugend.

Ben kommt um 17:44 Uhr. Zu früh für seine Verhältnisse, was bedeutet: Er ist nervös. Für mich.

„Ausrüstung?“, fragt er und mustert mein Klemmbrett.

„Alles dabei“, sage ich.

„Du bist Beobachter. Beobachter erfassen.“ Er legt mir die Hand auf die Schulter. „Egal, wie es läuft: Danach gibt es Fischbrötchen. Auf mich.“

Drinne: 200 Plätze, niedrige Decke, 79 dB und steigend. Ich schalte das Messgerät ein und bin beruhigt. Zahlen

lügen nicht.

17:59 Uhr, Feldnotiz 1: Tisch 7. Silke, strahlend, im Stakato: Sternzeichen, Gehalt, Kinderwunsch in 90 Sekunden. Nach sieben Minuten kenne ich ihren Labrador Käpt'n. Von ihr weiß ich nichts. Ich notiere: 80 dB. 1 Stern. *Fragen allein machen kein Gespräch.*

18:07 Uhr, Feldnotiz 2: Conny, Steuerberaterin, spricht in langen, sauberen Sätzen, als läse sie vor. Ich lege das Klemmbrett weg und frage, was nicht auf der Karte steht: „Was machen Sie, wenn Sie nicht arbeiten?“ Sie hält inne, tippt mit dem Finger an ihr Glas. „Segeln“, sagt sie dann, leiser, und erzählt vom Wind vor Laboe. Für 90 Sekunden sieht sie zehn Jahre jünger aus. Ich notiere: *Die Karteikarte ist ein Geländer, kein Gleis.*

18:15 Uhr, Feldnotiz 3: Die Glocke hat mich verwirrt, egal. Die Frau von Tisch 4 steht auf und setzt sich an meinen Tisch. Sie hat keine Anmeldung, kein Namensschild, nur ein Fahrradschloss in der Hand und nasse Haare vom Nieselregen.

„Bist du der mit der Liste?“, fragt sie.

Ich starre auf mein Klemmbrett. Dann auf sie. „Woher-Susi?“, frage ich.

„Amir. Er hat gesagt, du misst alles. Ich bin Lea. Ich messe nichts. Ich bin nur hier, weil meine Kollegin Fieber hat und ihr Ticket verfallen wäre. Sieben Minuten, hat Ben gesagt. Stell deine Fragen.“

Sie legt das Fahrradschloss auf den Tisch. 84 dB, zeigt

mein Gerät. Oder das bin ich. Mein Puls. Ich schalte es demonstrativ stumm – was nichts bringt – und sage: „Ich stelle keine Fragen. Ich beobachte.“



„Noch schlimmer“, sagt Lea. „Beobachter auf Dates sind wie Bademeister im Regen. Also gut, dann beobachte ich dich. Name?“

„Felix Hartmann. Bioinformatik. Lärmempfindlich.“

„Berufskrankheit oder Charakter?“, fragt sie und zieht mein Klemmbrett zu sich heran, bevor ich es festhalten kann. Sie liest die Liste. Pflanzen und Blumen, 48 dB. Hafenwirtschaft Ponton, 54 dB. Schmidtchen, 81 dB, als Gesprächsort durchgefallen, als Testort perfekt.

Sie lacht. Laut, unvermessen, irgendwo jenseits der

90 dB, und drei Tische drehen sich um. Ich messe nicht nach. Zum ersten Mal heute Abend interessiert mich die Zahl nicht.

„Orte für Menschen – und dann den lautesten als Testgelände? Dein Satz, nur mutiger“, sagt sie. „Das ist entweder genial oder verrückt. Wie viele Sterne bekommt mein Lachen?“

„Das steht nicht– ich bewerte keine Menschen“, sage ich. „Nur Orte.“

„Dann bewerte ich jetzt dich“, sagt Lea, dreht meine Karteikarte um und schreibt auf die Rückseite. Ihre Schrift ist steil und schnell. Sie schreibt, ohne zu überlegen, und ich sehe zu, wie die Buchstaben entstehen, und denke: *So sieht es aus, wenn jemand keine Angst vor dem falschen Wort hat.*

Leas Gegenliste, Nr. 1: Dinge, die man nur erfährt, wenn man nicht misst. Punkt eins: Er wird rot, wenn man ihn auslacht, und bleibt trotzdem sitzen.

„Das ist keine Liste“, sage ich. „Das ist eine Behauptung.“

„Beweise das Gegenteil“, sagt Lea. „Du hast noch vier Minuten.“ Sie trinkt Wasser, kein Bier. Stellt das Glas ab, ohne hinzusehen. Ihre Augen sind müde – Nachtdienst-müde, denke ich, aber sie lacht zu schnell, um müde zu wirken.

Was folgt, sind die längsten vier Minuten meines Lebens und die kürzesten: Sie fragt, ich antworte, sie erzählt von Nachtdiensten, ich erkläre Genome so, dass sie lacht, und

von einer Freundin in Lissabon, bei deren Namen sie kurz stockt. Ich notiere nichts und höre jedes Wort, *besonders* die Pausen.

„Warum bist du wirklich hier?“, frage ich. Nicht auf der Karteikarte. Einfach so.

Sie sieht mich an. Eine Sekunde zu lang für Small Talk. Genau richtig für alles andere. „Weil Susi gesagt hat, da sitzt einer, der Orte misst, weil er sich vor Menschen fürchtet“, sagt sie leise. „Und weil ich wissen wollte, ob das stimmt.“

„Und? Stimmt es?“, frage ich.

„Antwort ausstehend“, sagt sie und lächelt. „Beobachtung läuft.“

Als die Glocke läutet – 96 dB, zum letzten Mal heute gemessen –, steht sie auf, nimmt meine Karteikarte und steckt sie ein.

„Fundunterschlagung“, sage ich.

„Leihgabe“, sagt Lea. „Du bekommst sie zurück, wenn du mir einen Ort zeigst, der leiser ist als deine Liste. Platz 13. Und bring das Messgerät mit. Oder lass es zu Hause und sei mutig.“

Sie geht. Das Fahrradschloss klimpert. An meinem Tisch liegt ein Bierdeckel, auf dem sie in den vier Minuten, nebenbei, geschrieben hat:

Nr. 2: *Er kann zuhören, wenn er vergisst, dass er zuhört.*

Ich bleibe noch sitzen. Zwölf Gespräche waren geplant. Drei haben stattgefunden. Eines davon war kein Gespräch, sondern – was? Ich drehe den Bierdeckel zwischen den Fingern und lese ihre Schrift noch einmal. Ich vergebe keine Sterne. Noch nicht.

Draußen wartet Ben. Natürlich wartet er. Er tut so, als wäre er zufällig da, lehnt an einer Wand, pfeift. „Und?“, fragt er. „Statistik?“

„Drei Gespräche“, sage ich. „Eine Karteikarte verloren. Eine Gegenliste bekommen. Ein Bierdeckel.“

„Das ist keine Statistik“, sagt Ben. „Das ist Poesie.“

„Stimmung: 5 von 5“, sage ich.

Ben sieht mich an. Dann grinst er – dieses breite, ehrliche Grinsen, das er nur hat, wenn er wirklich froh ist und nicht nur verkauft. „Fischbrötchen?“, fragt er. „Auf mich. Egal, wie es war.“

„Fischbrötchen“, sage ich. *Tag 2: Ein Gespräch (ungeplant). Eine Karte verloren. Gegenliste: 2 Punkte. Fehlerquote: steigt. Stimmung: gut. Platz 13 gesucht – falls es ihn gibt.*

Kapitel 3

Platz 13

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 3. **Auftrag:** Platz 13 finden. Leiser als alles. Messgerät: eingepackt. Mut: auch eingepackt, ganz unten in der Tasche. **Ergebnis (vorweg):** Es gibt in Hamburg keinen leisen Ort. Aber es gibt andere Dinge. Das lerne ich heute. Langsam. Zu Fuß. Mit Blasen an den Füßen und Susi am Ende.

Der Tag beginnt um 5:40 Uhr. Ich bin absichtlich früh aufgestanden, weil die Stadt um sechs am leisesten ist – Hypothese, zu prüfen. Amir findet mich in der Küche, wo ich Proviant packe: zwei Äpfel, Wasser, das Messgerät, Ersatzbatterien, ein Notizbuch.

„Feldtag?“, fragt er und gießt sich Kaffee ein.

„Platz 13“, sage ich. „Der Ort, der leiser ist als die Liste. Lea gibt mir die Karteikarte nur dafür zurück.“

„Du suchst also einen Ort, um eine Karteikarte zurückzubekommen, die du zum Reden brauchst, um Orte zu finden, an denen man reden kann“, sagt Amir langsam. „Felix. Das ist kein Plan. Das ist ein Gedicht mit Messgerät.“

„Trotzdem“, sage ich.

„Trotzdem“, sagt Amir und drückt mir einen zweiten Apfel in die Tasche. „Für unterwegs. Und sag Bescheid, wenn du ihn findest.“

Versuch 1, Pflanzen un Blumen, 6:12 Uhr, 44 dB: Nebel, eine Amsel über meiner Bank. Ich messe, notiere – und merke: Niemand da, dem ich die Stille zeigen kann. *Stille ohne Zeugen ist nur Abwesenheit von Lärm.*

Versuch 2, UKE-Bibliothek, Mittagspause, 38 dB: Der leiseste Ort der Liste. Aber man darf dort nicht reden. Ich sitze vierzig Minuten zwischen Lehrbüchern. *Der Satz von der Karte.* Die liegt bei Lea.

Versuch 3, Waschsalon Schulterblatt, 15:20 Uhr: Ohne Wäsche wasche ich zweimal meine Hände, weil mir nichts Besseres einfällt. Die Trommeln drehen sich, es riecht nach Waschmittel und Münzen. Eine Dame mit Lockenwicklern mustert mich über ihre Brille. „Sie warten auf jemanden“, sagt sie. Kein Zweifel, Feststellung. Sie drückt mir einen Zitronenbonbon in die Hand. Ich notiere: *Ungeeignet. Bonbon: sauer, gut.*

Versuch 4, Hafenfähre 62, 17:44 Uhr, 59 dB: Die Fähre nach Finkenwerder und zurück. Wind, Wasser, ein Schaffner, der jeden Fahrgast begrüßt, als käme er nach Hause. Ich stehe draußen, messe 59 dB und denke an nichts. Zum ersten Mal heute denke ich an nichts. Nur Wasser. Nur Wind. Und dann, mitten auf der Elbe, denke ich doch etwas, und es ist kein Messwert: *Ich würde ihr gern das hier zeigen. Nicht die Zahl. Das hier.*



Versuch 5, Alter Elbtunnel, 23:40 Uhr, 41 dB: Nachts ist der Tunnel leer, die Kacheln werfen jedes Geräusch zurück, und meine Schritte klingen wie fremde Schritte. Ich bleibe stehen. Die fremden Schritte bleiben auch stehen. Es sind meine. Ich notiere: *41 dB Einsamkeit klingen lauter als 81 dB Schmidtchen*. Dann streiche ich den Satz wieder durch.

Sechs Stunden Feldforschung. Fünf Versuche. Null Orte. Blasen an beiden Füßen. Zwei Äpfel gegessen, einer übrig – für morgen, oder für Lea, falls man ihr Äpfel schenken kann. Kann man? Ich weiß es nicht. Ich weiß heute gar nichts. Außer: Es gibt in Hamburg keinen leisen Ort. Aber es gibt andere Dinge.

Um Mitternacht sitze ich am Anker-Tisch in der Hafenwirtschaft. Küche längst zu – 20:30 Uhr, eherne Regel –,

aber Susi stellt mir ein Alster hin und sagt nichts. Heute setzt sie sich sogar dazu. Das tut sie nie.

„Platz 13?“, fragt sie.

„Durchgefallen“, sage ich. „Alles. Die Stadt ist zu laut oder zu still, und beides nützt nichts. Fünf Versuche. Null Treffer.“

„Erzähl“, sagt Susi. Und ich erzähle. Sie hört zu, drückt kurz meine Schulter und sagt: „Lea war da. Hat was dage-lassen.“

Auf dem Tisch liegt meine Karteikarte. Umgedreht. Darunter steht in steiler, schneller Schrift:

Leas Gegenliste, Nr. 3: Er sucht den leisesten Ort der Stadt, um etwas zu sagen, und merkt nicht, dass er längst redet – mit Barkeeperinnen, mit Amseln, mit sich selbst. Platz 13 ist kein Ort. Bens Satz – nur wahr.

Ich lese den Satz dreimal. Dann messe ich den Ponton: Nacht, Wasser, ein Schiff weit draußen. Ich schalte das Gerät aus und höre trotzdem alles: das Tau, das am Poller scheuert, Susi, die Gläser sortiert – jedes mit einem kurzen, hellen Ton, bevor es im Regal landet.

Zu Hause – 0:40 Uhr, Amir schläft auf dem Sofa – lege ich den übrigen Apfel auf den Küchentisch. Für Lea. Man kann es einfach versuchen.

Auf die Liste kommt:

Ergebnis Tag 3: 5 Orte getestet, 0 bestanden. 1 Karteikar-

te zurück (mit Zinsen). Gegenliste: 3 Punkte, alle Treffer.
Messgerät: ausgeschaltet, freiwillig. Amsel: bezahlt pro Ton,
trotzdem schön.

Und darunter, kleiner, weil es mir peinlich ist:

Hypothese wackelt. Weiter. – PS: Morgen rufe ich sie an.
Ohne Zahl. Nur: Danke. Und: Wann sehen wir uns?

Kapitel 4

Das stille Date

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 5.

„Du bist nett. Aber du hörst zu wie ein Messgerät“, sagt Jana.

Test-Date eins: Ponton, 54 dB, Sonnenuntergang. Ich bin um 17:40 Uhr da.

Der Tag beginnt mit Amir. Genauer: mit Amirs Blick. Er mustert mich beim Frühstück – 6:42 Uhr, Kaffee, Toast – von oben bis unten und sagt: „Was ziehst du an?“

„Hemd“, sage ich. „Hose. Schuhe. Die übliche Reihenfolge.“

„Nein“, sagt Amir. „Heute nicht. Heute ziehst du *das* an.“ Er holt aus *seinem* Schrank einen dunkelblauen Pullover. „Der bringt Glück. Zieh ihn an. Und kämm dich. Richtig.“ Der Pullover passt fast. Im Spiegel sehe ich fast jemanden, der Dates hat.

Susi sieht den Pullover: „Amirs? Steht dir. Setz dich. Schau aufs Wasser.“ Um 18:02 Uhr kommt Jana. Bibliothekarin, grauer Schal, ehrliches Lächeln.

Auf dem Papier sind wir das perfekte Paar. Wir bestellen beide Backfisch.



Das Gespräch beginnt gut. Bücher – sie empfiehlt einen Roman über eine Leuchtturmwärterin, ich verspreche, ihn zu lesen, und meine es sogar. Arbeit – sie katalogisiert, ich sequenziere, wir finden gemeinsam, dass beides eigentlich Sortieren ist, und lachen. 54 dB. Sonne. Wasser. Alles stimmt.

Nach 30 Minuten passiert nichts mehr. Schleichend, wie Ebbe. Wetter durch, Hobbys verglichen – beide lesen, beide mögen Stille.

Ich versuche Punkt 2 meines Leitfadens: *Eine Frage stellen, die man nicht mit Ja beantworten kann.* „Was wünschst du dir?“, frage ich.

Jana denkt nach. Lange. „Ruhe“, sagt sie schließlich.
„Einfach... Ruhe. Und du?“

„Dasselbe“, sage ich. Und dann sitzen wir wieder. In Ruhe. Die wir uns beide gewünscht haben. Die furchtbar ist, weil man sie sich nicht *zusammen* wünschen kann. Ruhe ist allein am schönsten. Das ist das Problem. Das war schon immer das Problem, nur wusste ich es nicht.

Nach 90 Minuten – ich habe auf die Uhr gesehen, aus Gewohnheit, sie hat es bemerkt, aus Höflichkeit nichts gesagt – fragt sie: „Und? Wie viele Dezibel?“ Sie weiß vom Messgerät. Ich habe es erwähnt, irgendwann, zwischen Wettervariante zwei und drei. Natürlich habe ich. Ich erwähne es immer. Es ist mein Schild und mein Gefängnis.

„54“, sage ich.

„Und das Gespräch?“, fragt sie. „Wie viele Sterne?“

Ich sehe auf meine Liste. Gespräch (1–5 Sterne). Ich habe nichts eingetragen. Wir haben das Wetter in drei Varianten durchgesprochen und sind bei der vierten eingeschlafen, innerlich. Jana verdient Ehrlichkeit. Besonders die Netten.

„Zwei“, sage ich ehrlich. „Für die Fischbrötchen.“

Jana lacht – leise, 61 dB – und sagt: „Weißt du was? Du bist nett. Aber du hörst zu wie ein Messgerät. Man merkt, dass du wartest, bis man fertig ist, statt zu hören, was man sagt.“

Das sitzt. Ich habe Punkt 3 befolgt – *zuhören, bis die*

Person fertig ist – und dabei das Wichtigste vergessen. Jana hat es in einem Satz gesagt, wofür ich drei Wochen Feldforschung brauche.

„Danke“, sage ich. Und meine es. „Das war... hilfreich. Auch wenn es wehtut.“

„Pass auf dich auf, Felix“, sagt Jana und steht auf. „Bei mir war Stille allein am besten. Vielleicht brauchst du wen, bei dem du sie vergisst.“

Sie geht. Ich bleibe sitzen. Susi kommt, räumt ab, stellt einen Kümmel hin. Aufs Haus. Der Ponton wippt leicht. Die Sonne steht noch. Ich bestelle nichts mehr und bleibe trotzdem sitzen. Das muss man üben.

Auf dem Heimweg denke ich über Janas Satz nach. Nicht lange genug, um ihn zu lösen. Zu Hause wartet Amir mit Curry. „Komm her“, sagt er nur. Kurz, ehrlich. Kein Trost, keine Analyse. Dann ruft Miriam an – meine Schwester. „Date kaputt?“ „Date leise“, sage ich. „Komm Sonntag zum Essen“, sagt sie.

Ich lege auf. Die Liste bleibt offen. In der Zeile für das Gespräch steht noch kein Stern. Ich setze den Stift an, schreibe eine Zwei und streiche sie wieder durch. Sonntag bei Miriam. Familie, vielleicht. Das ist kein Ort, den ich heute bewerten kann.

Kapitel 5

Störgeräusche

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 6 bis 7.

Morgen 7 Uhr Ponton bring Handschuhe mit Nr. 5 folgt – elf Wörter von Lea, kein Gruß, kein Punkt.

Tag 6 ist ein Handschuh-Tag. Baumarkt, Samstag, 73 dB. Größen 7 bis 12, ich trage 9,5. Es gibt keine 9,5. Ich nehme Größe 10, rutschfest, zwei Paar, 6,99 Euro pro Paar. *Verrückt nach einer Frau, die ich zweimal sah. Normal für Lea.*

Zu Hause probiere ich sie an. Amir macht wortlos ein Foto. „Für später.“

Test-Date zwei findet auf Platz 7 statt: Café am Museumshafen, 63 dB, mittags, Hafenblick. Tag 7. Ich bin nervös, anders als sonst: nicht vor der Lautstärke, sondern vor mir selbst. Das Gerät bleibt in der Tasche. Aus. Ausgeschaltet, nicht nur stumm. Fortschritt.

Priya ist schon da, Tisch am Fenster. Sie baut echte Brücken, aus Stahl. Nach elf Minuten weiß ich: Ihre Lieblingsbrücke steht in Lissabon. *Lissabon.* Heute geht es um Priya. Und Priya – das merke ich schnell – geht es um

Genauigkeit. Nicht um meine. Um ihre.

„Warum Brücken?“, frage ich. Nicht auf der Karteikarte. Einfach so. Punkt 2, live und in Farbe.



Priya leuchtet auf und erzählt von der Ponte 25 de Abril. Rot. Riesig. „Man fährt darüber und denkt: Das hält.“ Dann sieht sie auf ihre Hände, dreht den Zettel zwischen den Fingern und sagt, leiser: „Ich bin hergezogen für einen Auftrag, der gestrichen wurde. Jetzt rechne ich anderer Leute Brücken nach. Manchmal denke ich: Ich halte anderes besser aus als mich selbst.“ Sie lächelt schief. „Ehrlich mit Regenschutz.“

„Was hält dich aufrecht?“, frage ich. Nicht geplant. Einfach so.

Sie sieht mich an, länger als 63 dB Höflichkeit. „Gute Frage. Stellst du die öfter? Oder nur mir?“

„Nur dir“, sage ich. Und es stimmt. Wir reden über Stahl und Salz – Salzwasser frisst alles, sagt sie, auch Geduld – und über Ankommen in einer Stadt, die schon fertig ist, wenn man kommt. Ich frage, sie antwortet, ich hake nach, weil ich es wirklich wissen will. Die Karteikarte bleibt in meiner Tasche. Zum ersten Mal vergesse ich die Zeit, ohne an eine andere Frau zu denken. Fast.

Wir reden 100 Minuten. Die Umgebung ist laut, mein Kopf ist still. Priya gibt mir zum Abschied ihre Nummer und sagt: „Meld dich, wenn du mal über was anderes als Orte reden willst. Zum Beispiel über dich.“ Ihre Hand bleibt einen Moment zu lang auf dem Zettel. „Ich würde mich freuen. Wirklich.“

„Mach ich“, sage ich. Und meine es. Einen Herzschlag lang male ich mir aus, wie einfach es mit ihr wäre – ruhig, klar, ohne Gegenliste.

Als ich nach Hause gehe – zu Fuß, Elbe links, Möwen –, denke ich an Priyas Hand auf dem Zettel. An die Ponte, die seit 1966 hält. An eine Karteikarte bei einer Notärztin. Der Zettel mit Priyas Nummer liegt in meiner Jackentasche und wiegt mehr als Papier. An Handschuhe für 6,99 denke ich auch. Aber zuerst an die Frage, wem ich zuerst schreibe.

Zu Hause trage ich ein: Ort: 63 dB (zu laut, laut Liste). Gespräch: 4 Sterne. Dann starre ich die Zeile an, bis sie verschwimmt. Der lauteste Ort bisher. Das beste Gespräch

bisher. Die Hypothese liegt auf dem Boden und zuckt. Ich nehme den roten Stift – rot ist für verworfene Hypothesen – und schreibe daneben, groß, damit Amir es sieht:

Störgeräusch gefunden: Ich.

Amir kommt herein, liest, nickt. „Endlich“, sagt er nur.

Am Abend ruft Ben an. „Ich brauche Zahlen für den Pitch.“ Ich erzähle alles. „Gold“, sagt Ben. „Der Mann, der Orte misst und Menschen findet.“ „Die Zahlen widersprechen sich“, sage ich. „Widersprüche sind auch Daten.“ „Es gibt keine App“, sage ich. „Noch“, sagt Ben.

Nach dem Telefonat sitze ich am Whiteboard. KENNENLERN-LISTE. Zwölf Orte, drei vermessen, zwei Dates, eine Gegenliste mit vier Punkten – Nr. 4 kam als Post-it –, null Antworten. Daneben, halb ausradiert: ein angefangener fünfter Punkt. Durchgestrichen, nicht nummeriert. Noch nicht fertig. Daneben Leas Rahmen mit Amirs Curryfleck. Darunter, rot: *Störgeräusch gefunden: Ich.* Priyas Zettel liegt daneben. Ich nehme das Handy, tippe *Danke für heute* – und lösche es wieder. Noch nicht. Erst sortieren. Erst wissen, was ich will.

In diesem Moment schreibt Lea. Zum ersten Mal. Eine Nachricht, elf Wörter, kein Gruß, kein Punkt:

Morgen 7 Uhr Ponton bring Handschuhe mit Nr. 5 folgt

Ich lese die Nachricht viermal. Handschuhe? Um sieben Uhr morgens? Am Ponton? Ich habe Handschuhe. Zwei Paar. Rutschfest. Ich bin vorbereitet, ohne zu wissen, worauf. Das ist ein neues Gefühl. Es gefällt mir. Es macht

mir Angst. Beides.

Ich schreibe zurück: *Warum Handschuhe?* Antwort, nach neun Sekunden: *Wirst du sehen.*

Ich lege die Handschuhe neben die Tür. Stelle den Wecker auf 6:00 Uhr. Lege mich hin. Starre an die Decke. Stehe wieder auf und ergänze die Liste:

Ergebnis Tag 7: Beste Nachricht der Woche: elf Wörter ohne Punkt. Handschuhe: vorhanden (2 Paar, rutschfest). Schlaf: überschätzt, wird trotzdem versucht.

Als Nachsatz, klein:

Messgerät: bleibt morgen in der Tasche. Freiwillig. – PS: Ponte 25 de Abril. Hält seit 1966.

Kapitel 6

Handschuhe

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 8.

Lea wartet bei Fischkisten. Kutter verspätet, Händler Jens hat Rücken. Sie reicht mir eine Kiste.

Ich bin um 5:47 Uhr wach, vor dem Wecker. Elf Wörter: *Morgen 7 Uhr Ponton bring Handschuhe mit Nr. 5 folgt.*

Amir steht schon in der Küche. Amir steht immer schon in der Küche, wenn es wichtig wird. Er hält mir einen Becher hin – Kaffee, 200 Milliliter, 72 Grad – und mustert meine Tasche.

„Handschuhe? Zwei Paar. Messgerät? In der Tasche. Mut?“ Amir nickt. „Iss was. Fischkisten sind schwer.“ Um 6:40 Uhr fahre ich los. Elbe links, Nebel.

Ponton, kurz vor sieben: Möwen, Diesel, Tauwasser.

„Was machen wir hier?“, frage ich.

„Gegenliste Nr. 5“, sagt Lea und reicht mir eine Kiste. „Dinge, die man nur erfährt, wenn man anpackt statt misst. Erstens: Fisch wiegt mehr, als er aussieht. Zweitens: Möwen respektieren keine Feldforschung.“

Jens erklärt: Große links, kleine rechts, Eis dazwischen. Nach der fünften Kiste nennt er mich „Felix“, einfach so, ohne zu fragen. Lea arbeitet schnell, fast wortlos, und wischt sich einmal übers Gesicht, dass eine Schuppe an ihrer Wange kleben bleibt. Zwischendurch reibt sie sich das Handgelenk – Nachtschicht – und winkt ab, als ich frage. Ich trage mit. Die Finger werden taub, dann wieder warm. Das ist gut so.



Die Kisten sind schwer, kalt, glitschig. Das Eis schmilzt mir in die Ärmel. Ich denke an nichts – an Tauwasser, an Fisch, an Leas Lachen neben mir. Eine Möwe greift nach meinem Handschuh. Lea lacht laut. Nach der zwölften Kiste: „Pause.“ Fischbrötchen, 7:41 Uhr. Jens bietet Kaffee an. Lea schüttelt den Kopf. „Wasser reicht. Kaffee kommt

später.“ Wir essen schweigend, sehen aufs Wasser. Das beste Frühstück meines Lebens.

„Warum ich?“, frage ich. „Weil du gekommen bist“, sagt Lea. „Mit Handschuhen für 6,99.“ Zum ersten Mal seit Tagen denke ich nicht an Dezibel. Ich bin da. Punkt 0: *dabeisein*.

Dann passiert es. Kiste vierzehn. Nur noch drei, Jens zählt schon das Eis – und da ist ein Nagel. Alt, rostig, unsichtbar im Holz. Drei Zentimeter, quer über den Ballen. Blut auf Fischkistenholz, und Lea ist in einer Sekunde keine Liste mehr, sondern Ärztin: ein Druckverband aus der Jackentasche und ein Blick, der keinen Widerspruch duldet. Jens holt Eis. Für mich.

„UKE“, sagt Lea. „Das muss genäht werden. Und nein, das diskutieren wir nicht. Platz 13 wartet.“

„Es sind nur noch drei Kisten“, sage ich. „Und das ist kein Notfall. Das ist ein Kratzer mit Meinung. Pflaster reicht.“

„Drei Zentimeter sind kein Kratzer“, sagt Lea scharf. Schärfer als nötig. Nachtschicht-Scharf. „Und Meinung haben Wunden auch. Sie werden größer, wenn man sie ignoriert. Glaub mir, ich sehe das täglich.“

„Die Kisten–“, sage ich schwach. Eigentlich meine ich: Ich will nicht gehen. Nicht jetzt. Nicht mit dir, die mich ansieht, als wäre ich ein Patient, der widerspricht.

„Sind fast fertig“, sagt Jens und klopft mir mit seiner gesunden Hand auf die Schulter. „Aber sie hat recht. Blut

und Fisch passt nicht. Geh. Sonst schimpft sie mit mir statt mit dir. Und das will keiner.“

Ich gehe. Widerwillig. Weil zwei gegen einen unfair ist. Weil sie recht hat und ich es hasse, wenn sie so recht hat.

Im Taxi – Lea hat es gerufen, bezahlt es natürlich auch, Widerspruch zwecklos – halte ich die verbundene Hand hoch wie eine Trophäe und kritzele mit links unter den Tag. Die Schrift sieht aus wie ein EKG nach Kaffee. Egal. Lesbar. Ehrlich.

Ergebnis Tag 8: 14 Kisten. 1 Schnittwunde (rechts, drei Zentimeter). Gegenliste Nr. 5: Anpacken schlägt Messen. Messgerät: in der Tasche geblieben, zum ersten Mal ohne Nachdenken. Jens: Freund (neu). Möwe: Feind (persönlich).

Und darunter, kleiner, weil es mir peinlich ist – und weil links schreiben ohnehin alles kleiner macht:

Schmerz: 6 von 10. Frühstück: 5 von 5 Sternen. Lea: außer Wertung. Außer Wertung ist kein Messwert. Ich weiß. – PS: Zweites Paar Handschuhe ungenutzt zurückgebracht? Nein. Behalten. Für nächstes Mal. Es gibt ein nächstes Mal. Muss es. Bitte.

Kapitel 7

Nahtmaterial

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 8, 9:12 Uhr.

„Drei Zentimeter, sauberer Schnitt, kein Dreck drin“, diktiert sie einer Schwester namens – laut Schild – Aylin, während sie mir den Verband abnimmt. Aylin sieht sie an. „Du gehst heute früh? Nach der Doppelten?“

„Später“, sagt Lea. „Noch nicht.“ Sie hält sich einen Moment am Bett fest. Kurz. Dann weiter, als wäre nichts.

Die Notaufnahme um neun: laut, hell, unplanbar. Neonlicht, Piepen in drei Tonlagen, irgendwo weint ein Kind, irgendwo klappert ein Rollwagen. Alles riecht nach Desinfektion und Kaffee.

Lea schiebt mich durch die Anmeldung wie Gepäck mit Puls. Das hier ist ihre Welt. Hier *weiß* sie. Die Schwester mit dem Schild – Aylin – reicht ihr Klemmbretter an, ohne dass Lea hinsehen muss. Zwei Frauen, ein Rhythmus. Ich stehe daneben wie ein Messgerät ohne Auftrag und bin zum ersten Mal froh darüber. Ich denke: *Da sein und wissen – das will ich lernen.*

„Der Patient hat Fisch getragen. Freiwillig. Um sieben

Uhr morgens.“

„Der Patient hat einen Namen“, sage ich. Meine Stimme klingt in dieser Halle dünn. 74 dB fressen alles.

„Der Patient hat ein Messgerät in der Tasche“, sagt Lea und zieht meinen Schallmesser heraus. „74 dB. Was sagt dir das über meine Arbeit?“ „Dass sie laut ist“, sage ich. „Falsch“, sagt Lea und desinfiziert. „Ob eine Naht hält, steht in keinem Pegel. Ob ein Mensch bleibt, auch nicht. Menschen sortiert man nicht in Dezibel, Felix.“ „Das schreibe ich auf“, sage ich. „Alles schreibst du auf“, sagt sie und zieht den Faden fest. „Irgendwann musst du auch mal nur da sein.“



Sie näht. Vier Stiche, sicher, schnell. Der Faden zieht jedes Mal kurz an der Haut, dann liegt er. Mein Puls legt

sich auf das Piepen neben mir. Wie Schritte auf Planken. Neben mir piept etwas in anderem Takt, ein Monitor, ein Handy, ein Leben. Ich versuche, beide Takte gleichzeitig zu hören, und scheitere. Lea bemerkt es nicht, oder sie bemerkt es und näht weiter. Das ist ihre Art von Trost: nicht anhalten, nur sauber arbeiten.

„Gegenliste Nr. 6“, sagt Lea und knotet ab. „Desinfektion brennt immer. Wer getragen wird, muss nichts beweisen. Und du lässt das Messgerät zu Hause, wenn du mit mir unterwegs bist.“ Sie drückt mir einen Zettel in die Hand: Fäden ziehen in zwölf Tagen, *bei mir*, Café am Museumshafen, Platz 7.

Auf dem Rückweg – Bus, Fensterplatz – halte ich die genähte Hand wie ein Ausstellungsstück und kritzele mit links in die Liste. Die Schrift wackelt im fahrenden Bus. Wackelig, aber ehrlich. Der Bus hält an jeder Ampel, als hätte er es mit Lea abgesprochen. Ich nutze die Standzeiten für gerade Striche. An einer roten Ampel gelingt mir sogar ein Ausrufezeichen. Es sieht aus wie ein EKG mit guter Nachricht. Die Anordnung liegt in der Jackentasche – nichts geht verloren, was einen Platz hat. Fäden ziehen, bei ihr, Platz 7. Ich falte ihn einmal, damit er nicht verloren geht.

Ergebnis Tag 8 (II): 4 Stiche. 1 Anordnung (befolgt). Gegenliste: 6 Punkte. Messgerät: konfisziert (vorübergehend, hoffentlich).

Und darunter, kleiner, weil es mir peinlich ist – und weil im Bus neben mir eine Frau sitzt, die mitliest und lächelt:

Schmerz: 3 von 10 und sinkend. Lea: ohne Sterne. – PS:
Platz 7. Noch 12 Tage.

Kapitel 8

Fäden

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 10.

Amir kocht, wenn er nachdenkt. Seit zwei Tagen kocht er durchgehend. Die Küche sieht aus wie ein Labor nach gelungenem Experiment. Ich sitze am Küchentisch mit hochgelegter Hand und lasse mich versorgen. Amir stellt mir Dal hin – extra Ingwer – und sagt: „Erzähl. Alles. Langsam.“

Ich erzähle. Ponton, Kisten, Jens, Möwe, Nagel, Naht, Anordnung. Amir hört anders zu – auch beim Möwen-Teil – und sagt dann: „Sie hat dein Messgerät und deine Karte. Iss, bevor es kalt wird.“



„Leihgabe“, sage ich. Mein Standardwort inzwischen. Alles ist eine Leihgabe. Die Karteikarte. Das Messgerät. Vielleicht sogar ich.

Amir schiebt mir das Brot hin. „Und? Wann siehst du sie wieder?“

„Fäden ziehen. In zehn Tagen. Café am Museumshafen.“

„Zehn Tage“, sagt Amir. Er lehnt sich zurück und verschränkt die Arme, und ich kenne diese Pose: Jetzt kommt die Analyse. „Zehn Tage. Lang.“

„Ich zähle keine Tage“, sage ich. Zu schnell. Amir lächelt in seinen Tee.

Der Vormittag gehört der Wunde. Verbandwechsel mit

links, eine Übung in Demut. Heilt. Rot, aber sauber. Vier Stiche wie Eisenbahnschwellen. Ich fotografiere sie. Als Beweis, dass etwas heilt, wenn jemand weiß, was er tut.

Mittags Labor. Lehmann mustert die Hand über den Brillenrand und sagt: „Fischkisten?“

„Woher–“, frage ich.

„Amir hat angerufen“, sagt Lehmann. „Er macht sich Sorgen. Er sagt, Sie tragen Fisch und verlieren den Verstand. In dieser Reihenfolge.“ Er kommt näher, sieht sich die Naht an – fachmännisch, kurz – und nickt. „Saubergenäht. Wer?“

„Lea. Notärztin.“

„Ah“, sagt Lehmann, und darin liegt alles. Dann ernst: „Passen Sie auf Ihre Hand auf. Und auf den Rest. In dieser Reihenfolge.“

Ben ruft an, wenn man ihn am wenigsten braucht. „Pitch in vier Wochen“, sagt er ohne Gruß. „Ich brauche deine Feldnotizen. Orte, Pegel, Sterne. Titel: Dezibel. Kurz. Sexy.“

„Dahinter steckt kein System mehr“, sage ich. „Wie seit Tag 7: Der lauteste Ort hatte das beste Gespräch.“

„Noch besser“, sagt Ben. „Kramer-Regel Nr. 11: Defekte Hypothesen sind Geschichten. Geschichten kriegen Geld. Schick mir alles bis Sonntag. Und –“ er zögert, was so selten ist wie Schnee im Juli – „und Lea? Kommt sie vor?“

„Nein“, sage ich. Schnell. Endgültig. „Die Orte kriegst du. Lea nicht.“

Stille. Länger als Höflichkeit. „Felix“, sagt Ben, und seine Stimme klingt anders. Gereizt. „Du killst damit den Pitch. Ohne Gesicht kein Geld. Das weißt du.“

„Ich weiß“, sage ich.

„Und trotzdem Nein?“, fragt er. „Endgültig? Ohne Diskussion?“

„Endgültig“, sage ich. Meine Hand pocht unter dem Verband. Alles pocht.

Wieder Stille. Dann, knapp: „Okay. Verstanden. Schick mir alles bis Sonntag. Nur Orte.“ Er legt auf, ohne Gruß. Ohne Fischbrötchen-Satz. Ich sitze noch eine Weile mit dem Handy in der Hand und sehe auf den Verband. Das Pochen darin ist lauter als alles, was er gesagt hat.

Am Abend vor dem Whiteboard. Zwölf Orte, fünf vergeben, zwei Dates, eine Naht, eine Gegenliste mit sechs Punkten. Daneben Leas Handschrift – sie war gestern hier, hat Amir kennengelernt, länger geblieben als nötig, sagte er, und ergänzt: *Platz 13 ist kein Ort*. Amir hat einen Rahmen darum gemalt. Mit Curryfleck. Je nachdem, wie man es hält, Sonne oder Herz.

Ich nehme keinen Stift. Das Whiteboard bleibt leer. Ins Notizbuch kommt nur: Fäden drin, Hand heilt, Ben kriegte Orte, Lea nicht, Fäden ziehen in 10 Tagen.

Kapitel 9

Testdate drei

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 12. Pflanzen und Blumen, Werktagmorgen.

„Miriam?“, frage ich. „Miriam“, sagt sie. „Aber eine andere. Das wird noch lustig.“

Um 10:02 Uhr kommt sie. Ihr Name ist Miriam – Vogel-Miriam, nicht *meine* Miriam, eine andere, was die Begrüßung umständlich macht. Sie lacht. Sie ist Vogelbeobachterin. Fernglas um den Hals, Notizbuch in der Hand, Stiefel, die schon viel gesehen haben. Ich war um 9:40 Uhr da – zu früh, aus Prinzip, Handy-App in der Tasche, ungenau, aber ehrlich.

„Was beobachten wir heute?“, frage ich.

„Alles“, sagt sie. „Der Park ist im Herbst am besten, aber der Frühling hat die besseren Sänger. Hören Sie?“ Sie bleibt stehen, mitten auf dem Weg, schließt die Augen. „Zilpzalp. Buchfink. Und – da, ganz hinten – ein Kleiber.“

Ich höre nichts außer Park – Wasser, Blätter, weit weg eine Tür. Ich nicke. Sie lächelt mit geschlossenen Augen und merkt es nicht. Leisestes Date bisher: Nach 90 Mi-

nuten kann ich drei Entenarten unterscheiden und weiß, dass sie morgens um sechs an der alten Platane steht. Von allem anderen habe ich keine Ahnung.

Wir laufen zwei Stunden. Sie flüstert lateinische Namen, ich flüstere Zahlen – aus Gewohnheit, Handy-App sei Dank. Sie erkennt 40 Arten am Ruf. Ich erkenne Dezibel am Display. Der Park gehört um diese Uhr den Enten, zwei Joggern und uns. Nebel über dem Teich. Hand: juckt. Ich denke an die Amsel von Tag 3.

An der Brücke bleibt sie stehen. „Warum messen Sie eigentlich?“, fragt sie. Direkt. Vogelbeobachterinnen reden nicht um den heißen Brei. Sie nennen Dinge beim lateinischen Namen.

„Weil ich leise Orte suche“, sage ich. „Um... Menschen kennenzulernen.“

„Und? Hilft es?“, fragt sie.

Ich denke an Jana. An 54 dB und zwei Sterne. An Lea und 83 dB und fünf. Und sage die Wahrheit: „Nein. Es hilft nicht. Aber ich weiß noch nicht, was stattdessen hilft.“

Sie nickt langsam. „Ehrlich. Das ist selten.“ Sie reicht mir die Hand – fest, warm, harzig. „Es war nett, Felix. Sie sind nett.“

Was Miriam zum Abschied sagt, ist: „Viel Glück mit Ihrer Liste. Wenn Sie mal einen Kleiber sehen wollen: morgens um sechs, alte Platane.“ Sie schenkt mir die Feder. „Sie sammeln doch.“



Ich fotografiere die Feder nicht. Ich schicke Lea nur eine Nachricht: *Heute einen Kleiber nicht gesehen. Eine Feder bekommen. Nach einer Minute kommt zurück: Dann hast du wenigstens etwas, das nicht in eine Spalte passt. Heb sie auf. Ich lese den Satz zweimal. Nicht, weil er schwer ist. Weil er nach ihr klingt.*

Zu Hause stecke ich die Feder ans Whiteboard, neben Leas Rahmen. Darunter schreibe ich nur: *alte Platane, sechs Uhr, irgendwann mit Lea*. Mein Board wird voll. Nicht mit Orten. Mit Verabredungen. Die Feder wiegt nichts. Trotzdem bleibt sie, wo sie ist. Manche Dinge stellt man nicht in eine Spalte, man stellt sie daneben.

Kapitel 10

Testdate vier

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 14. Letztes Test-Date vor der Halbzeit.

Ben schickt um 7:12 Uhr ein Foto seines Laptops: „Dezibel – Dating mit System.“ Darunter: „Noch drei Wochen bis Pitch. Lieferst du?“

Ich antworte: *Liefere Orte. Keine Menschen.* Antwort nach 40 Sekunden: *Deal.* Vorerst. Typisch Ben: ein Wort, das alles offen lässt und nichts verspricht.

Platz 8: Elbstrand Övelgönne, Sonntagnachmittag. Ich bin um 14:40 Uhr da, Bus pünktlich. Sand, Elbe, ein Containerschiff zum Anfassen nah. Ich frage zuerst, messe später. Bei Lea gelernt, bei Jana nicht gekonnt. Heute: Versuch.

Um 15:02 Uhr kommt Katja. Rote Jacke, kurze Haare, Hände für alles. Sie restauriert Möbel in Ottensen. Händedruck mit Manieren.

„Du bist Bens Baustelle“, sagt sie zur Begrüßung. Kein Hallo, kein Small Talk. Direkt.

„Bitte?“, frage ich.

„Ben hat dich so genannt“, sagt Katja und grinst. „Als Baustelle. Sein Wort, nicht meins. Aber du bist keine. Nur gründlich verunsichert. Sympathisch. Du misst Orte, sagt er. Stimmt’s?“

„Stimmt“, sage ich. „Aber heute frage ich zuerst. Neue Methode.“

„Gute Methode“, sagt Katja. „Dann frag.“

Und ich frage: „Was ist das Schönste, das du je repariert hast?“

Katja erzählt von einer Stuhllehne, Eiche, drei Wochen Arbeit. Ein Containerschiff hupt dazwischen, sie wartet den Schall ab, ohne mit der Wimper zu zucken, und redet weiter. „Sie war schon kaputt, als sie zu mir kam. Und jetzt steht sie wieder. Das mag ich an Holz. Es verzeiht Reparaturen.“

Ich erzähle von Genomen und der Liste, kurz, ohne Zahlen, und sie sagt: „Du reparierst also Gespräche, indem du Orte misst. Wie läuft’s?“

„Schlecht“, sage ich. „Und gut. Kommt drauf an, wen man fragt. Mich: schlecht. Lea: gut.“

„Lea?“, fragt Katja scharf. „Wer ist Lea?“

Und da merke ich: Ich habe ihren Namen gesagt. Einfach so. Mitten in einem Date mit einer anderen Frau. Katja lächelt – nicht böse, eher wissend. „Alles klar“, sagt sie. „Du bist vergeben. Du weißt es nur noch nicht.“

„Ich bin nicht– wir sind nicht–“, stammle ich. „Es ist kompliziert. Sie hat eine Gegenliste. Ich habe eine Liste. Wir...“

„Meld dich“, sagt Katja und steht auf. Sie drückt mir einen Holzsplitter in die Hand – Eiche, glatt geschliffen. „Wenn du mal einen Stuhl hast. Oder wenn es mit Lea nichts wird, was ich nicht glaube. Du bist anders als dein Ruf, Felix. Gründlich verunsichert und trotzdem mutig.“

Und ich denke an Lea.



Zu Hause: Das Curry von Dienstag ist alle. Und: Lea war da. Messgerät zurück – gereinigt, kalibriert, Post-it: Geprüft. Funktioniert. Wird trotzdem überschätzt. – L.

Und darunter, auf einem zweiten Post-it, am Rand

umgeknickt, als hätte sie gezögert: *Zwei Tage Funkstille sind auch eine Antwort. Fäden ziehen nicht vergessen. Noch 6 Tage. PS: Die Feder gehört nicht ins Labor. – L.*

Ich halte es wie einen Befund. Zwei Tage Funkstille, nicht einmal bemerkt. Lea notiert alles. Wie ich. Nur besser.

Ich rufe Ben an. „Du nennst mich Baustelle?“, frage ich ohne Gruß.

„Du bist eine Baustelle“, sagt Ben fröhlich. „Hat Katja dich gemocht?“

„Verteil mich nicht mehr. Keine Beschreibungen, keine Dates. Die Liste läuft nach meinen Regeln.“

Stille. Dann: „Okay. Tut mir leid. Wirklich. – Und wie läuft's *wirklich*? Mit Lea?“

„Weiß ich nicht“, sage ich. „Aber ich will es wissen, während es passiert. Früher wollte ich alles wissen, bevor es anfängt. Verstehst du den Unterschied?“

„Nein“, sagt Ben ehrlich. „Aber es klingt nach Leben. Mach weiter. Orte bis Sonntag. Ohne Menschen. Deal steht.“

Tag 14: 66 dB. Ich habe zuerst gefragt. Die Antwort steht noch im Zimmer nebenan, auf einem Post-it.

Und darunter, kleiner:

Noch 6 Tage bis Fäden ziehen. Holzsplitter Eiche ans

*Board, neben Feder und Rahmen. Drei Dinge, die Lea nicht
wegwirft.*

Kapitel II

Zwei Listen, ein Tisch

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 16. Hafenwirtschaft, Anker-Tisch, kein Date, kein Test.

„Regeln“, sagt sie. Sie breitet sieben Post-its aus. Ich meine zwölf Orte. „Jeder Ort kriegt zwei Wertungen: deine Dezibel und meine Wahrheit“, sagt Lea.

Ich bin um 18:40 Uhr da. Amir zum Abschied: „Viel Glück heute.“

Susi stellt kommentarlos ein Alster hin. „Sie kommt später“, sagt sie. „Spätschicht. Aber sie kommt. Zum ersten Mal hat jemand nach *euren* Tisch gefragt.“

Um 19:02 Uhr kommt Lea. Jeans, grüner Pullover, müde und wach zugleich – Nachtdienst-Augen, Kaffee beidhändig wie etwas Kostbares. Susi bringt Alster und ein geteiltes Fischbrötchen – diagonal halbiert, nur für besondere Gäste – und lässt uns allein. Fast. Ponton, Möwen, Wasser. Abgleich: Platz 2, Ponton. Deine Wertung?

„Vier Sterne“, sage ich. „Jana. Nettes Schweigen. Zwei Sterne fürs Gespräch, vier für den Ort.“

„Meine Wahrheit: Du hast 90 Minuten neben einem

Menschen gesessen und ihn nicht gefragt, was er sich wünscht“, sagt Lea und klebt ein Post-it daneben: Nr. 8: *Schweigen ist kein Zuhören.*

So gehen wir die Liste durch. Park: „Du warst allein und hast es gemerkt. Kein Messwert. Ein Anfang.“ Post-it: Nr. 9: *Enten zählen erleichtert, Menschen nicht.* Park mit der anderen Miriam: „Du sammelst Fakten, wenn du nervös bist. Sammel lieber Menschen.“

Platz 7, Café: Priya, 4 Sterne. Lea wird still. Sie streicht über ein Post-it, faltet eine Ecke um, streicht sie wieder glatt. „Die mit den Brücken“, sagt sie. Leiser als sonst. Ein Satz, kein Urteil.

„Ja“, sage ich vorsichtig.

„Rufst du sie an?“, fragt sie. Direkt. Aber diesmal ohne Lächeln. Ihre Finger bleiben auf dem Post-it liegen.

Ich zögere. Priyas Hand auf dem Zettel, hundert Minuten, in denen mein Kopf still war. Einen Herzschlag lang ist die Alternative echt – ruhig, klar, ohne Gegenliste. Dann sehe ich Lea an, ihre Finger auf dem Post-it, als hielte sie etwas fest, das nichts mit mir zu tun hat – und sage:

„Nein“, sage ich. Leise, nicht schnell. „Weil ich hier sitze“, sage ich, „und lieber deine Liste verliere als woanders zu gewinnen.“

Stille. Möwen, Wasser. Lea sieht mich lange an, als prüfte sie, ob das stimmt. Dann atmet sie aus – erleichtert, aber nicht lachend. Ernsthaft erleichtert.

„Das“, sagt sie leise, „kommt auf keine Liste. Das ist einfach gut.“



Wir teilen das Fischbrötchen, reden über Amirs Curryrahmen, Bens Pitch, Gunhild die Möwe – Lea hat sie benannt: sie hasst alle – und über Fäden ziehen. Sie lässt das zweite Alster stehen, trinkt nur Wasser. „Die Spätschicht steckt noch in den Knochen“, sagt sie, und reibt sich kurz die Stirn.

Als wir gehen – 21:30 Uhr, Susi winkt vom Tresen –, bleiben sieben Post-its auf dem Tisch. Zählen ist heute nicht wichtig. Heute ist alles außer Wertung.

Auf dem Heimweg – sie Rad, ich nebenher – sagt sie an der Ecke: „Bald. Nach den Fäden. Dann erzähl ich dir

Lissabon. Alles.“

„Ich freu mich“, sage ich. „Und ich hab Angst.“

„Ich auch“, sagt sie. Fahrradlicht rot in der Nacht.

Kapitel 12

Kontrollort

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Sonntag, Tag 18.

Die Bibliothek gehört den Verzweifelten: Examenskandidaten, ein schlafender Professor, und wir. Lea im grauen Hoodie wie eine Studentin, die alles liest. Wir sitzen zwischen Lehrbüchern. Lea flüstert: „Erzähl mir was, das auf keiner Liste steht.“

Lea will meinen Kontrollort testen: UKE-Bibliothek. Ihre Bedingung war: „Wir reden. Leise, aber wir reden. Wenn uns jemand rausschmeißt, hast du verloren.“ Einsatz: Fischbrötchen. Amir hat meinen Kragen gerichtet: „Psst. Wirklich: psst.“

Ich flüstere zurück – Flüstern ist zu leise zum Lügen, zu nah zum Ausweichen: „Meine Mutter starb, als ich neunzehn war. Krebs. Mein Vater verschwand danach in Arbeit, in ein neues Leben, keine Anrufe. Ich habe aufgehört, Unplanbares zu mögen. Deshalb die Listen. Wenn alles aufgeschrieben ist, kann nichts mehr verschwinden.“

Das erste Mal so formuliert. Ich höre den Satz und denke: *Verlustangst mit Messgerät.*

Lea nickt nur. Kein Post-it. Hand kurz auf meiner zwischen Anatomie und Biochemie: „Danke. Dass du es mir gibst, bevor ich bitten muss.“ Pause, 38 dB. „Mein Vater lebt. Und trotzdem rufe ich ihn nie an. Lissabon –“ Blick zum Fenster, Regen. „Später.“

„Du warst in Lissabon?“, frage ich. Leise. Alles hier ist leise. Sogar meine Neugier flüstert.

„Ein Jahr“, sagt sie. „Kunst, abgebrochen, gelebt. Manches erzähle ich. Manches muss man erst selbst verstehen, bevor man es erzählen kann.“

„Ja“, sage ich. Ich verstehe: Warum Stille wehtun kann – und warum es mit ihr nie ganz still ist, auch bei 38 dB.

Die Bibliothekarin räuspert sich – mindestens 52 dB Missbilligung. Wir nicken schuldbewusst, flüstern weiter, näher, bis die Köpfe fast die Bücher berühren. Intimstes Gespräch meines Lebens, zwischen Lehrbüchern, verboten.



Draußen Niesel. Vordach. Lea: „Gegenliste Nr. 10: Er erzählt das Schwerste zuerst und nennt es Plaudern.“

„Wie viele Punkte hat deine Liste jetzt?“, frage ich.

„Zehn“, sagt sie. „Und deine?“

„Neun Orte vermessen“, sage ich. „Und eine Frage, die auf keinem steht: Bleibst du nach den Fäden?“

Sie bleibt stehen. Regen prasselt auf den Schirm. Zu klein für zwei, also eng. Absichtlich, beidseitig, ohne Absprache. Beim Aufstehen vorhin war sie kurz schwankend an der Tischkante hängen geblieben. „Zu schnell auf“, hatte sie gesagt. „Alles gut. Nur schwindelig.“ Jetzt steht sie ganz nah, und ich höre, wie schnell sie atmet.

„Das entscheidet sich übermorgen. Heute ist nur: Regen.
Und du. Und ich. Für heute reicht das.“ Wir teilen den
Schirm bis zur Haltestelle. Keiner sagt, dass er zu klein ist.
Das ist auch eine Antwort.

Kapitel 13

Heiße Ecke

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 19. Schmidts Tivoli, Heiße Ecke.

94 dB Applaus. Egal. Beim leisen Lied über Ankommen nimmt Lea meine Hand. Lange genug. Warm, schweißnass. Keiner misst.

Lea hat echte Karten mit einer Abrisskante. Messgerät in der Tasche, an, für den Notfall. „Gegenliste Nr. 11: Wer nie mitgeht, verpasst alles. Ich brauchte das mal. Was Lautes, wo keiner krank ist.“

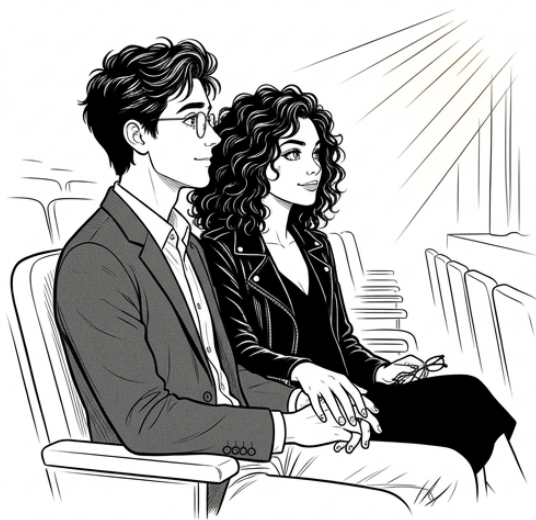
Spielbudenplatz, 19 Uhr. Lichter, Vorfreude. Heute will ich nichts messen. Fast nichts. Amir hat mich angezogen: „Du gehst ins Theater, nicht ins Labor. Hab Spaß.“

Foyer: Samt, Gold. Lea holt zwei Sekt, ohne zu fragen. „Theaterregel“, sagt sie. „Vorher. Sonst versteht man nichts.“

„Man versteht auch so nichts“, sage ich. „Musicals sind... unlogisch. Menschen singen, statt zu reden.“

„Menschen singen, wenn Reden nicht reicht“, sagt Lea. „Merk dir das. Das kommt heute noch öfter.“

Saal: 620 Plätze, voll, Reihe 14. Das Licht geht aus, und für einen Moment ist es so dunkel, dass ich Leas Hand neben mir nur spüre. Dann Musik, ein Akkordeon, eine Stimme über Ankommen und Weggehen. Neben mir schnieft jemand in der dritten Reihe. Lea sitzt ganz still, die Hände um ihr Wasserglas, und als das leise Lied kommt, legt sie ihre Hand auf meine. Lange genug, dass ich ihren Puls spüre. Warm, schweißnass. Keiner von uns greift zum Gerät.



Pause, Foyer, Nachschenken – Lea winkt ab, nimmt Wasser. „Bin noch vom Dienst matschig“, sagt sie leise, lächelt es weg. Ich sage: „94 dB.“

„Was?“, fragt sie. Sie strahlt, und alles an mir strahlt mit.

„Der Applaus. Beim Einlass gemessen. Aus Gewohnheit.“

„Und währenddessen?“, fragt sie. Sie kennt mich schon.

„Weggesteckt. Man kann nicht gleichzeitig messen und dabeisein.“

Sie nickt. „Gegenliste Nr. 12: Er lernt es. Langsam.“ Pause, Foyerrauschen: „Morgen Fäden.“

„Ich freu mich“, sage ich leise. Sie drückt meine Hand. „Komm, zweiter Teil. Der wird noch lauter. Und noch besser.“

Der zweite Teil: lauter, besser. Heiratsantrag in der Pommesbude, der Saal hält den Atem an – man hört das Klappern einer fallenden Gabel irgendwo links –, ich halte Leas Hand. Niemand misst den Applaus. Ich auch nicht. Das Gerät bleibt aus, und das ist die lauteste Entscheidung des Abends. Bei Ja drückt sie so fest, dass es fast wehtut. Genau richtig. Hinter uns ruft jemand „Jawoll!“, und alle lachen, befreit, gleichzeitig.

Mitternacht, Spielbudenplatz: „Schönster Abend seit langem. Und du?“

„Schönster seit 412 Tagen plus 19“, sage ich. „Gezählt. Verziehen.“

Sie lacht, über 90 dB, mitten auf St. Pauli. Sollen sich alle umdrehen. Da steht einer, der misst, und lacht trotzdem. Wegen ihr. Ich lache vor dem Verstehen, schlucke, stehe mit auf.

Kapitel 14

Nachhall

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 20, Morgen. Café am Museumshafen, 63 dB. Fäden ziehen. Puls 112, Schlaf 4 Stunden – Vorfreude und Angst, je 5 Sterne.

Ich zeige her. Sie nimmt meine Hand, sieht sie lange an, holt eine Pinzette und eine Schere – wo andere Lippenstift haben – und zieht die Fäden. Vier Minuten, zwischen zwei Cappuccini. Viermal Ziepen. Fäden auf Serviette wie erledigte Sorgen.

Ich bin um 9:40 Uhr da, zu Hause keine Ruhe. Amir zum Abschied: „Hör zu. Nur zuhören. Kein Reparieren.“

Das Café: Holz, Glas, Hafen. Ich sitze am Fenster, Hände um den Kaffee, den ich nicht trinke. Ich sehe jedes Fahrrad. Bis um 10:03 Uhr eines ihres ist.

Lea ohne Weiß, blauer Pullover, müde nach zwölf Stunden Nacht, direkt davor. Cappuccino per Handbewegung – Stammlokal – dann: „Zeig her.“

„Heilt schön“, sagt sie. „Und jetzt schulde ich dir Lissabon. Versprochen ist versprochen. Also.“ Schluck, Tasse ab, durchatmen. „Lissabon.“



Ein Jahr Kunst, abgebrochen – zu viel Theorie, zu wenig Licht. Stadt aus Licht und Fliesen, quietschende Trams, Zimmer mit Wasserblick, geteilt mit einer engen Freundin. Ich frage nicht nach. Manches wartet man ab.

Die Freundin heißt Inês. Dunkle Locken, Lachen über 90 dB, mutiger, schneller, mehr. Sie wurde krank. Richtig krank. Dann das Stipendium: Geld einer Fremden, für ein gemeinsames Jahr gedacht. Für zwei. Inês konnte nicht mehr. Lea blieb allein. Mit Geld für zwei.

„Ich habe es genommen“, sagt sie, leise. „Nie gefragt, woher es kam. Aus Angst. Vor Antwort, Schuld, allem. Verfolgt mich. Jeden Tag.“

„Warum mir?“, frage ich. Und dann, weil Schweigen schwerer ist als Reden: „Ich meine – willst du, dass ich

etwas damit tue? Jemanden finde? Das Geld zurück...?“

Lea erstarrt. Einen Moment. „Nichts tun“, sagt sie. Kühl. „Nicht sortieren. Nicht reparieren. Ich habe dir das erzählt, weil du gefragt hast. Nicht damit du es löst.“

Stille. Cappuccini, die sich wie 90 dB anfühlen.

„Entschuldigung“, sage ich. „Reflex. Wenn etwas wehtut, will ich es... vermessen. Damit es kleiner wird.“

Sie sieht mich an. Lange. Dann wird ihr Blick weicher, aber nicht nachgiebig. „Manches wird nicht kleiner“, sagt sie. „Manches trägt man. Zusammen geht leichter. Aber lösen geht nicht. Verstehst du das? Wirklich?“

„Ich lerne es“, sage ich.

„Weil du der erste seit Jahren bist, dem ich es erzählen will. Schreib es auf. Aber nicht in die Liste. Wohin, wo es bleibt.“

„Und noch was“, sagt sie, fast trotzig. „Ich will wieder zeichnen. Nicht wegen Lissabon. Weil meine Hände sonst nur noch Spritzen halten. Das geht dich nichts an. Aber jetzt weißt du es.“

Ich schreibe auf die Kartenrückseite – zurück seit Tag 3, mit Zinsen: *Inês. Geld für zwei. Allein gelebt. Schuld echt. Trauer echt. Lea mutig, trotzdem.* Darunter keine Zahl. Nur ein Strich.

Im Labor zeigt Lehmann auf die Narbe: „Verheilt gut. Und Sie strahlen. Lissabon?“ Ich nicke. Mehr muss man

nicht sagen.

Zu Hause sieht Amir die Narbe, stellt Kichererbsen hin:
„Setz dich. Iss.“

„Es gibt bald eine App“, sage ich. „Ob ich will oder nicht.
Pitch ist bald.“

„Iss erst“, sagt Amir.

„Habe ich. Lea kommt nicht in den Pitch. Versprochen.“

Neun Orte vermessen. Drei offen. Gegenliste: dreizehn.
Narbe: verheilt. Abends sitze ich am Küchentisch, drehe
die Hand hin und her und sehe zu, wie die Narbe sich
mitbewegt.

*Ergebnis Tag 20: Fäden raus. Lissabon (I): Stipendium,
fremdes Geld, Inês. Vertrauen: 5 Sterne. Pitch ohne Lea.*

Und darunter, kleiner:

*Ihre Hand gehalten, als sie erzählte. Nicht gemessen.
Nur gehalten. – Inês. Nie kennengelernt. Ab heute auch ein
bisschen meine.*

Kapitel 15

Halbzeit

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 22. WG Altona, Whiteboard. 9 von 12 Orten, Gegenliste 13, Hypothese halb zerlegt, halb lebendig. Inventur. Halbzeit. Ehrlichkeit mit Stift.

Amir und ich vor dem Board. Links Orte, Pegel, Sterne. Rechts dreizehn Post-its, Curryrahmen, Feder, Holzsplitter.

„Halbzeitbilanz“, sagt Amir mit dem Klemmbrett. „Was hast du gelernt?“

„Leise Orte machen keine guten Gespräche. Eins. Lauter können. Zwei. Zuhören ist kein Messen. Drei. Ich bin glücklich seit drei Wochen und kann es nicht dokumentieren. Vier. Ben baut einen Pitch, ich habe Angst. Fünf. Lea...“ Sechs lässt sich nicht sagen. Sechs ist alles.

„Sterne?“, schlägt Amir vor, wissenschaftlich gemeint.

„Keine Sterne“, sage ich. Wir lachen, kurz, weil es stimmt. Amir legt das Klemmbrett weg. Manche Bilanzen brauchen keinen Stift. Nur einen Zeugen.

Es klingelt. Ben, unangemeldet, mit Laptop. „Pitch in

zwei Wochen“, sagt er, klappt auf. Farben, die es in der Natur nicht gibt. „Ich brauche die Tabelle. Alle Orte, Pegel, Sterne. Sauber. Die letzten drei fehlen.“

„Die Tabelle lügt“, sage ich. „Bester Ort 63 dB, schlechtester 48 dB. Nach deiner Logik müssten wir Lärm verkaufen.“

„Wir verkaufen Geschichte“, sagt Ben ernst – so ernst wie nur bei Geld oder Freundschaft. „Mann vermisst Orte, findet Frau. Das kauft jeder.“

„Ich bin keine Geschichte. Lea schon gar nicht. Kein Name. Keine Gegenliste. Kein Lissabon.“

Stille. Amir rührt Luft – kein Curry da, das will was heißen. Ben klappt den Laptop zu. Langsam. Endgültig.

„Okay. Dann ohne Tabelle. Ohne Lea. Nur Orte. Dünner. Ehrlicher. – Aber Felix –“ Hand schwer auf meiner Schulter – „wenn du sie verlierst, weil du sortierst statt bleibst, verzeih ich dir das nie.“

„Notiert“, sage ich dünn. „Für immer.“



Tür zu, typisch Ben. Amir stellt zwei Tassen hin. „Iss. Wird warm.“

Abends ruft Lea an. Müde, warm – Nachtdienst morgen. „Halbzeit?“, fragt sie. Amir hat getextet, natürlich. Sie gähnt mitten im Satz, entschuldigt sich nicht, gähnt einfach weiter und lacht dann darüber. „Sorry. Erzähl du. Ich höre zu. Ehrlich. Auch gähnend.“

„Halbzeit“, sage ich. „Neun Orte. Dreizehn Gegenpunkte. Hypothese in Trümmern. Felix glücklich.“

„Weiter?“, fragt sie leise.

„Weiter. Letzte drei zusammen. Danach ohne Liste. Nur wir.“

„Gut. – Danke. Bedeutet mir was.“

Fenster, Altona Nacht. Lea schläft hoffentlich bald ein. Ben baut Folien. Amir schläft. Fast immer. Außer wenn wichtig.

Auf dem Board bleibt die Zeile mit den letzten drei Orten leer. Lea will sie selbst auswählen, sagt sie am Telefon, nicht Ben und nicht ich. Ich lasse den Marker liegen. Daneben klebt ihre Nachricht: 4:15 Uhr. *Sei wach. Und bring keine fertige Rede mit.* – L.

Kapitel 16

WG-Regeln

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 24. WG Altona. Lea isst zum ersten Mal mit.

Sie kommt herein. Sie sieht sich um – Flur, Whiteboard, Küche – und bleibt vor dem Kühlschrank stehen. Amirs WG-Regeln hängen dort: 14 Punkte, sauber geschrieben, mit Magneten in Form von – natürlich – Molekülen.

Sie liest alle 14. Lautlos bewegen sich ihre Lippen. Dann nickt sie anerkennend und klebt Nummer 15 darunter. Sie hat einen eigenen Stift dabei. Natürlich hat sie. *Wer lacht, spült nicht.*

„Das ist keine Regel“, sage ich. „Das ist ein Freibrief.“

„Das ist Gerechtigkeit“, sagt Lea und lacht schon mal vorsorglich. Amir, der alles gehört hat, steckt den Kopf aus der Küche und sagt: „Angenommen. Einstimmig. Ich habe mit abgestimmt, für dich mit.“



Um 18:30 Uhr klingelt es. Ich öffne, und da steht Lea mit einer Tüte in der Hand und einem Blick, der sagt: *Ich bin nervös, aber ich gebe es nicht zu.* „Nachtisch“, sagt sie und hält die Tüte hoch. „Gekauft, nicht gemacht. Ich kann nicht kochen. Das ist bekannt und dokumentiert.“

„Amir kann kochen“, sage ich. „Für uns alle. Das ist auch bekannt.“

„Dann ergänzen wir uns perfekt“, sagt sie.

Das Essen – Linsen-Dal mit Kokos, Naan selbst gemacht, 7 von 5 Sternen, die Skala ist inzwischen flexibel – dauert zwei Stunden. Zwei Stunden, in denen ich fast nichts sage und alles höre. Lea erzählt aus der Notaufnahme: ein Seemann mit Heimweh, dem sie eine Postkarte für seine Frau diktiert hat. Eine Braut mit Kreislaufkollaps

direkt nach dem Ja – „zu viel Glück auf einmal, das gibt es wirklich“ – und ein Papagei, der ausgebüxt war und die Triage durcheinanderbrachte, indem er „Notfall! Notfall!“ schrie, bis alle lachten, inklusive des Mannes mit dem gebrochenen Arm.

Amir erzählt aus dem Labor: ein Praktikant, der destilliertes Wasser destilliert hat – doppelt, zur Sicherheit. Ein Professor, der im Schlaf Formeln murmelt. Lea lacht, bis ihr der Bauch wehtut. Sie wischt sich die Augen und greift gleich wieder zu, weil Amir schon die nächste Geschichte anfängt. Ich sitze dazwischen, höre zu, schenke nach. Kein Ort auf der Liste. Kein Messwert im Kopf. Nur Dal, das nach Ingwer schmeckt, und zwei Menschen, die sich gerade erst kennen und schon Witze teilen. Dienstags.

Nach dem Essen – Regel 15 greift sofort, Lea lacht noch beim Aufstehen – spüle ich, sie trocknet ab. Amir ist – auffällig plötzlich – „müde“ und verschwindet mit Tee in sein Zimmer. Die Tür fällt zu, absichtlich laut genug, um zu signalisieren: *Ich bin weg. Macht was draus.*

Spülwasser rauscht, Lea reicht mir Teller um Teller. Der Dampf beschlägt das Fenster über der Spüle. Sie sagt leise, dazwischen: „Deine WG ist gut. Amir ist gut. Du bist... gut aufgehoben.“

„Bleib öfter“, sage ich. Es kommt raus, bevor ich es prüfen kann. Kein Entwurf, keine Vorbereitung, einfach raus, mitten ins Spülwasser. „Also. Zum Essen. Manchmal. Wenn du willst.“

Sie hält inne. Teller in der Hand. Tropfen. Ihre Finger

umklammern den Rand, fester als nötig. „Manchmal“, sagt sie langsam. „Wenn ich will. Mal sehen, ob du das aushältst – ungeplante Lea-Anteile. Ich bin nicht planbar, Felix. Das musst du wissen.“ Zu schnell, zu fest gesagt, als müsste sie sich selbst überzeugen. Dann, leiser: „Das ist kein Mangel, das ist... so.“

„Hypothese: ja“, sage ich. „Ich halte das aus.“

„Beweis: ausstehend“, sagt sie und gibt mir den letzten Teller. Ihre Finger berühren meine. Spülwasser, warm. Alles andere: still. So still, dass ich meinen eigenen Puls höre. Egal.

An der Tür – sie geht um halb elf, Nachtdienst morgen, viel zu früh, viel zu spät – bleibt sie stehen. „Danke für den Abend“, sagt sie. „Für den besten Dienstag seit langem.“

„Danke für Regel 15“, sage ich.

„Die gilt für immer“, sagt sie. „Auch wenn du nicht lachst. Besonders dann.“ Und dann küsst sie mich auf die Wange – kurz, warm, weg – und die Tür fällt zu. Ich stehe im Flur und fasse mir an die Wange, wie ein Idiot, wie ein Glückspilz, wie beides.

Amir kommt heraus. „Na?“, fragt er.

„Regel 15 gilt“, sage ich.

„Weiß ich“, sagt Amir. „Dünne Wände. Tut mir nicht leid. – Und Felix? Ungeplante Anteile?“

„Beantragt“, sage ich. „Genehmigt. Erwartet.“

Ich nehme einen wasserfesten Stift – die Hände sind noch nass vom Spülen – und notiere:

*Ergebnis Tag 24: WG-Regeln: 15 (1 neu, 1 gut, 1 für immer).
Abende wie dieser: ohne Sterne. Ungeplante Lea-Anteile: beantragt, genehmigt, erwartet. Kuss auf die Wange: 1 (gezählt, unvergessen).*

Klein darunter:

Reihenfolge beachten. – PS: Amirs Dal: 7 von 5. Skala absichtlich defekt.

Kapitel 17

Der Pitch

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 26. Pitch-Probe bei Ben.

Ben steht vor der Leinwand. Darauf: meine Liste. Meine Orte, meine Pegel, meine Sterne – aufbereitet in Farben, die es in der Natur nicht gibt. Balken, Kreise, ein Foto vom Ponton bei Sonnenuntergang, das ich nicht gemacht habe und das trotzdem stimmt. Titel: „Leise Orte, laute Gefühle – Dating mit System.“ Darunter, kleiner: „Feldforschung: Dr. F. Hartmann.“

Bens Büro liegt in Ottensen, Hinterhof, zweite Tür links, umgebauter Keller mit einer Tageslichtlampe und ewigem Mittag.



„Du hast mich zur Hauptfigur gemacht“, sage ich. Ich bleibe in der Tür stehen. Reinkommen hieße zustimmen. Noch stimme ich nicht zu. Noch schaue ich nur.

„Du bist die Hauptfigur“, sagt Ben. Er trägt Hemd. Ben trägt nie Hemd, außer bei Ernst oder Lüge. Heute ist es ernst. Hoffentlich nur das. „Echter Wissenschaftler, echte Daten, echte Geschichte. Die Investoren weinen. Hoffentlich vor Rührung. Setz dich. Erzähl's ihnen. Ab jetzt. Ich bin Investor. Skeptisch. Geld ja, Zeit nein.“

Ich setze mich. Atme durch. Und erzähle. Zwölf Orte, Schallmesser, Sterne. Ich erzähle von Pflanzen und Blumen und der Amsel. Vom Tunnel und den fremden Schritten. Vom Ponton und Susi. Ich lasse die Namen weg und erzähle nur Orte. Nur Pegel. Nur Sterne. Nach drei Minuten unterbricht Ben: „Stopp. Wo ist Lea?“

Stille. Klimaanlage.

„Lea ist kein Datenpunkt“, sage ich.

„Lea ist der Teil, wegen dessen die Folien nicht komplett tot sind“, sagt Ben. Er geht zum Kellerfenster – Lichtschacht, ein Stück Himmel – und redet mit dem Rücken zu mir. Bei Ben heißt das: ehrlich. „Ohne sie ist das eine Tabellenkalkulation mit Sonnenuntergang. Mit ihr ist es...“ Er sucht, verliert den Satz und schüttelt den Kopf. „Egal. Ich weiß, was ich meine. Erzähl sie mit. Nicht ihren Namen. Nicht Lissabon. Nur: Es gibt eine Frau, die dir eine Gegenliste schreibt. Das ist genug.“

Ich denke nach. Ich denke an Lea. An ihre Hand auf meiner im UKE-Flur. An Gegenliste Nr. 13, von mir: *Manchmal ist man der ruhige Ort für jemand anderen.* An ihr Vertrauen – Lissabon, Inês, alles. Und ich denke an diesen Raum, diese Folien, dieses Geld. Und dann sage ich: „Nein.“

„Nein?“, Ben dreht sich um. Starrt mich an. „Felix Hartmann sagt Nein zu Daten?“ Er lacht kurz, ohne Humor. „Weißt du, was du da sagst? Du sagst Nein zu Geld. Zu Monaten Arbeit. Wegen einer Frau, die du seit drei Wochen kennst.“

„Wegen einer Frau, der ich versprochen habe–“, sage ich.

„Versprochen!“, unterbricht Ben. Er geht auf und ab, zwei Schritte hin, zwei zurück, Keller eben. „Du versprichst Investoren Orte und mir versprichst du was anderes und ihr versprichst du alles. Irgendwer kriegt

nichts, Felix. Rate mal wer.“

Stille. Nur Klimaanlage. Sein Hemd ist am Kragen dunkel vor Schweiß. Meins auch, vermutlich.

„Der Felix, den du kanntest“, sage ich langsam, „hatte nichts zu verlieren. Jetzt habe ich was. Sie. Und manches gehört nicht in einen Pitch. Die Orte kriegst du. Die Pegel kriegst du. Lea kriegst du nicht. Nicht ihren Namen. Nicht ihre Liste. Nicht Lissabon. Nicht einen Satz.“

Wir üben weiter. Eine Stunde. Kühl. Korrekt. Ich lese die Orte vor, Ben klickt, keiner lacht. Ab morgen die letzten drei Orte. Mit Sternen. Ohne Lea. Deal? Deal. Auf dem Flur, schon mit der Hand an der Tür, schmeckt der Abschied nach Verrat und nach Treue zugleich. Beides bleibt im Mund.

Erst an der Tür, als ich schon draußen bin, sagt er, ohne mich anzusehen: „Und Felix? Dass du Nein gesagt hast – war richtig. Sag ich morgen auch nochmal. Heute bin ich noch sauer.“

Auf dem Heimweg – zu Fuß, Ottensen, 19 Uhr, Lichter – rufe ich Lea an. Einfach so. Ohne Anlass. „Pitch-Probe“, sage ich. „Bestanden. Ohne dich. Absichtlich. Aber Ben ist sauer. Richtig sauer. Vielleicht zu Recht.“

„Ich weiß“, sagt sie. „Ben hat geschrieben. Kurz. Dein Freund hat Nein gesagt, du übst weiter ohne mich. Kein Ausrufezeichen. Er ist sauer.“

„Und du?“, frage ich. „Bist du auch stolz?“

„Ich bin... gerührt“, sagt sie leise. „Und ein bisschen verliebt. Aber das war ich schon vorher. Also: weiter verliebt. Mehr. Wie auch immer. Komm gut nach Hause. Und schreib Ben. Nicht heute. Morgen.“

Kapitel 18

Ausreißer

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 28. Quartalsgespräch bei Lehmann.

„Algorithmen verlieben sich nicht in die Ausreißer.“

Quartalsgespräch. Offiziell. Inoffiziell: Ich brauche einen Rat und traue mich nicht, es so zu nennen. Also nenne ich es Quartalsgespräch. Lehmann wird es trotzdem merken. Lehmann merkt alles.

Der Morgen beginnt mit Kaffee um 6:42 Uhr, E-Bike, Elbe links. Aber etwas ist anders. Ich freue mich auf den Tag. Nicht nur aufs Labor. Auf alles. Auf Lea heute Abend – Hafenwirtschaft, wie immer mittwochs, inzwischen Tradition, unausgesprochen, unverbrüchlich. Aufs Leben. Einfach so. Ich fahre 22 Minuten und lächle ohne Grund. Ein Schüler mustert mich, als wäre ich betrunken. Bin ich nicht. Nur glücklich. Noch ungewohnt. Übungssache.

Im Labor: Pipetten, Sequenzen, Alltag. Meine Kollegin – Dr. Aydin, ruhig, scharfsinnig, die einzige, die Lehmanns Witze versteht, bevor er sie zu Ende erzählt hat – sieht mich über den Bench hinweg an und sagt: „Sie sehen verändert aus, Hartmann.“

„Inwiefern?“, frage ich vorsichtig.

„Entspannt“, sagt sie. „Das steht Ihnen nicht, aber es steht Ihnen gut. Widerspruch? Egal. Weiterarbeiten.“

Um 11 Uhr: Lehmanns Büro. Tür angelehnt, wie immer. Drinnen: Bücher bis zur Decke, ein Herzmodell aus Plastik, ein Foto – seine Frau, jung, lachend, das Schwarze Meer dahinter, schätze ich. Er sieht auf, als ich klopfe, und deutet auf den Stuhl. Den unbequemen. Absichtlich, sagt er, damit Gespräche kurz bleiben. Heute bleibe ich trotzdem lange.

Er blättert in meinen Laborberichten – echte Arbeit, die gibt es auch noch – und sagt, ohne aufzusehen: „Ihre Genom-Analyse ist sauber. Ihre Ethik-Unterlagen auch. Vorbildlich. Langweilig. Was ist das andere? Sie sehen aus wie Schlafmangel mit guter Laune. Das passt nicht zusammen. Schlecht geschlafen, weil es Ihnen schlecht geht? Oder weil es Ihnen zu gut geht zum Schlafen? Was ist es?“

„Privat“, sage ich. „Alles gut. Nur... die Methode wackelt.“

„Welche Methode?“, fragt er. Er legt die Akte weg. Volle Aufmerksamkeit. Selten. Kostbar. Beunruhigend.

Und dann erzähle ich es ihm. Alles. Die Liste, die Orte, die Dezibel, Lea, die Gegenliste. Die Nacht. Die Heiße Ecke. Lissabon – nur angedeutet, manches gehört nicht einmal Lehmann, noch nicht. Lehmann hört zu, unterbricht nicht ein einziges Mal – was bei ihm einem Ritterschlag gleichkommt – und sagt dann:

„Hartmann. Algorithmen verlieben sich nicht in die Ausreißer.“

„Ja. Tag 1. Labor. Werde ich nie vergessen.“

Lehmann nickt. „Sonst alles sauber.“ Er schließt die Akte.
„Gehen Sie.“



Auf dem Flur treffe ich – Zufall, Schicksal, UKE eben – Lea. Sie kommt aus der Schicht, müde, blauer Pullover, Haare zusammengebunden, Schatten unter den Augen, überlacht. Als sie mich sieht, hellt sich ihr Gesicht auf. Einfach so. Doch eine Sekunde davor greift ihre Hand kurz in die Jackentasche, als prüfe sie, ob etwas noch da ist. Dann lächelt sie, als wäre Freude ein Lichtschalter.

„Quartalsgespräch?“, fragt sie.

„Lebensgespräch“, sage ich. „Nebenbei. Ergebnis ausstehend, Tendenz gut.“

„Darf ich die Tendenz sehen?“, fragt sie und nimmt einfach meine Hand – einfach so, auf dem UKE-Flur, vor allen Leuten, vor Aylin, die vorbeikommt und wissend lächelt – und hält sie fest, bis wir am Ausgang sind. Ihre Finger sind kalt vom Dienst, meine warm vom Labor. Keiner von uns lässt los.

Wir gehen zusammen zum Ausgang. Sie erzählt von der Schicht: ein Kind mit Fieber, das erst aufhörte zu weinen, als sie ihm ihr Stethoskop gab. „Er hört jetzt sein eigenes Herz ab, stundenlang“, sagt sie. „Die Mutter sagt, er will Kardiologe werden. Er ist vier.“ Sie lacht, doch ihr Blick bleibt einen Moment zu lang am leeren Gang hängen. „Manchmal reicht so wenig“, sagt sie leiser. „Und manchmal reicht gar nichts. Egal, wie lang man bleibt.“

Den Rest des Tages pipettiere ich mit einem Lächeln, das Dr. Aydin zweimal kommentiert und einmal fotografiert – „Fürs Laboralbum. Unter: Wunder.“ – und denke an Versprechen. Ohne Tabelle. Bald. Hoffentlich bald.

An der Tür trennen sich unsere Wege – sie nach Hause, schlafen, ich zurück ins Labor – und sie sagt: „Heute Abend? Ponton? Wie immer mittwochs?“

„Wie immer“, sage ich. „Mittwochs, wenn es nach mir geht.“

„Vorsichtig“, sagt sie. Aber sie lächelt dabei. „Mittwoch ist ein großes Wort für einen Mittwoch.“

„Ich übe große Worte“, sage ich. „Drei auf einmal schaffe ich schon. Für mehr brauche ich Zeit.“

Kapitel 19

Schwester-Diagnose

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 30. **Ort:** Eppendorf, Miriams Küche. **Anlass:** Familienessen. Pflicht und Kür. **Pegel:** 68 dB, Jonas' Lachen inklusive. **Mitgebracht:** Wein (Ben hat ihn ausgesucht, mit Notiz: „Sag ihr nichts vom Pitch. Sag ihr alles andere.“). Gute Laune (eigene Herstellung, neu im Sortiment).

Miriam ist meine Schwester, Gynäkologin, drei Jahre älter, zehn Jahre schneller. Verheiratet mit Jonas – Lehrer, ruhig, der einzige, der Miriams Tempo mit Gelassenheit beantwortet, indem er einfach da ist. Konstant. Wie ein Leuchtturm mit Bart.

Ihre Küche riecht nach Rosmarin und Sicherheit. Jonas kocht – Rinderschmorbraten, drei Stunden, keine Abkürzungen – und Miriam mustert mich über den Tisch hinweg. Drei Sekunden. Ärztinnenblick. Schwesterblick. Schlimmer: beides.



„Du bist verliebt“, sagt sie. „Schwester-Diagnose. Unfehlbar. Seit wann?“

„Ich arbeite an einer Liste“, sage ich schwach.

„Du arbeitest an einer Ausrede“, sagt Miriam. Sie schenkt Wein ein – für alle, auch für Jonas, der noch kocht und trotzdem schon trinkt, Multitasking der Liebe. „Erzähl. Alles. Von vorn. Jonas, Herd runter. Das wird länger.“

Ich erzähle. Zwölf Orte. Schallmesser. Lea. Speed-Dating. Gegenliste. Naht. Heiße Ecke. Tivoli. Alles. Nur Lissabon lasse ich weg – nicht als Geheimnis, sondern weil es Leas Geschichte ist, nicht meine. Manche Geschichten erzählt man nicht weiter. Nicht einmal Schwestern. Besonders nicht Schwestern: Die behalten alles. Und verwenden alles.

Miriam hört zu wie eine Ärztin: Alles aufnehmen, nichts bewerten, am Ende die Wahrheit sagen. Jonas rührt im Topf und nickt an den richtigen Stellen. Am Ende – Braten fertig, Wein halb leer, ich heiser vom Erzählen – sagt Miriam:

„Zwei Befunde. Erstens: gesund. So entspannt habe ich dich seit Jahren nicht gesehen. Zweitens: übermüdet. Schlaf nachholen. Komm Sonntag wieder. Jetzt Braten.“

„Das war's?“, frage ich. Schärfer als gewollt. „Keine Diagnose? Kein Rat? Sonst hast du immer drei Ratschläge und einen Überweisungsschein.“

„Du willst einen Rat?“, sagt Miriam. Ihre Stimme wird kühler. Ärztinnen-kühl. „Dann ruf sie an. Nicht mit einem vorbereiteten Satz. Sag ihr, dass du sie vermisst. Wenn das stimmt. Und jetzt lass mich kochen, sonst wird der Braten nichts.“

Stille am Tisch. 68 dB werden zu 40. Jonas legt seine Hand auf Miriams – und sieht mich an, nicht sie. „Bei uns hats gedauert“, sagt er. „Drei Tage Funkstille hatten wir auch mal. War scheiße.“

„Danke“, sage ich. „Sehr aufbauend.“

„War nicht aufbauend gemeint“, sagt Jonas ruhig. „War ehrlich gemeint.“

Ich sehe zu, wie Jonas den Braten aufschneidet und Miriam ihm die Schüssel reicht, ohne dass einer etwas sagen muss. Neun Jahre stehen da am Herd, eingespielt wie ein Laborprotokoll, nur wärmer.

„Und was soll ich tun?“, frage ich leise. Leiser als 40 dB. Fast Flüsterton. Bibliothekslautstärke.

„Iss“, sagt Miriam. „Ruf an. Auch wenn nichts ist. Besonders dann.“

Wir essen. Der Braten ist perfekt – außen Kruste, innen saftig, dazu Rosmarinkartoffeln, die Jonas schweigend nachlegt, sobald eine Schüssel leer wird. Jonas sieht zu Miriam und wiederholt leise, als wäre es ein Refrain, den nur er kennt: „Bei uns hats gedauert.“

Nach dem Essen – Mitternacht fast, Zeit vergeht anders bei Familie – umarmt mich Miriam an der Tür, lange, fest, schwesterlich. „Pass auf dich auf“, sagt sie. „Und auf sie. Besonders dann.“

Auf dem Heimweg – Regen auf dem Schirm, Bus fast leer – wiederhole ich den Satz im Kopf, den ich seit einer Woche übe. Drei Wörter. *Ich liebe dich*. Wie ein Gebet, das man erst sagen muss, um es zu glauben.

Zu Hause klebt ein neues Post-it am Whiteboard. Lea war da – sie hat inzwischen einen Schlüssel, ungefragt geliehen, selbstverständlich geworden. Amir hat ihn ihr gegeben, erfahre ich später. Ohne mich zu fragen. Mit Recht. Darauf steht, in steiler Schrift: *Gegenliste Nr. 14: Er hat eine Schwester, die alles sieht, und einen Schwager, der alles hält. Er kommt aus einer Familie, die lieben kann. – Daneben, kleiner, durchgestrichen, doch lesbar: Ich beneide ihn dafür. Übermorgen letzte drei Orte. Ich freu mich. Wirklich.*

Ich stehe lange vor dem Board. Familie, die lieben kann.
Vergessen. Wiederfinden. Vielleicht ist das alles: nicht
Finden, sondern Wiederfinden. So wie Lea mich findet,
Stück für Stück, Post-it für Post-it.

Ich nehme einen Stift und halte fest:

Ich schreibe nichts auf das Board. Nur eine Nachricht
an Lea: *Übermorgen vier Uhr fünfzehn. Ich komme. Ohne
vorbereiteten Satz.* Ihre Antwort ist ein einzelnes Herz. Ich
lege das Handy mit dem Display nach unten und bleibe
noch einen Moment in der Küche stehen.

Kapitel 20

Schmuddelwetter

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 31. **Wetter:** Hamburger Schmuddelwetter. Regen waagerecht, 67 dB auf dem Ponton-Dach, Wind aus West mit Meinung. **Folge:** Die Hafenwirtschaft schließt früher. Susi stellt Gläser hin, wischt den Tisch. „Morgen wieder. Wetter besser.“

Wir – Lea, Amir, Ben und ich – sitzen am Anker-Tisch und tun so, als wäre alles normal. Draußen peitscht der Regen. Drinnen ist es warm. Susi bringt noch eine Runde – „Letzte, dann mache ich zu“ – und setzt sich für fünf Minuten dazu. Das tut sie fast nie. Heute schon.



"Morgen wieder. Wetter besser."

„Letzte drei Orte morgen?“, fragt Ben. Er weiß Bescheid. Alle wissen Bescheid. In dieser Stadt weiß jeder alles. Hamburg eben.

„Alle zusammen“, sagt Lea. „Ich habe mir extra freige-nommen. Nachtdienst getauscht. Das kostet mich zwei Gefallen und eine Kiste Pralinen.“ Sie schiebt ihre Alster nach zwei Schlucken zur Seite und trinkt Wasser weiter, als wäre nichts. Niemand bemerkt es außer mir.

„Was sind die letzten drei?“, fragt Ben. „Noch geheim? Nach allem?“

„Geheim“, sagen Lea und ich gleichzeitig. Wir sehen uns an. Wir lachen. Amir notiert etwas – vermutlich: *synchro-nes Sprechen, Tag 31, Tendenz: unaufhaltsam* – und Ben sagt: „Ich kenne diesen Blick. Vor drei Monaten hast du

Listen geschrieben, Felix. Was schreibst du jetzt? Sag bitte nicht: Auswertungen.“

Einen Moment denke ich an Bens Pitch. An Tabellen. An das Wort, das neulich fast alles kaputtgemacht hätte. Nein. Stopp. Jetzt zählen Sturm und Wärme und der Tisch.

„Uns“, sage ich. Pathetisch, egal. Alle hören zu, sogar der Wind scheint kurz leiser. „Ich schreibe uns auf. So gut ich kann. Keine Auswertung. Nur uns.“

Stille. Dann sagt Lea leise – so leise, dass man den Regen hört, 67 dB, und sie trotzdem: „Gegenliste Nr. 15: Er sagt uns und meint es.“

Ben wischt sich über die Augen und behauptet, es sei der Currydampf. Es gibt keinen Currydampf, aber keiner widerspricht. Ich halte Leas Hand. Unter dem Tisch, wo es keiner sieht. Ihre Finger sind kalt vom Glas, meine warm. Niemand misst etwas. Alles ist da. Warm. Still, wo es zählt.

Susi steht auf, sammelt Tassen ein, wischt den Tisch. „Raus mit euch. Morgen wieder. Wetter besser.“

„Zu mir?“, fragt Amir in die Aufbruchstimmung. „Curry ist da. Immer. Bei Sturm sowieso. Bei Sturm ist Curry Pflicht.“

So sitzen wir eine Stunde später zu viert in unserer Küche. Regen gegen die Scheiben, drinnen Curry – Kichererbsen, Sturm-Edition. Vier Menschen, die vor einem Monat noch fast Fremde waren und jetzt einen Tisch teilen wie eine Familie auf Probe. Ben erzählt von einem Investor, der einschlief und im Schlaf „Deal!“ sagte. Lea hat

die Füße auf meinem Stuhl, ihren Stuhl an meinem, und ich denke: *Das hier ist Platz 13. Kein Ort. Ein Tisch.*

Gegen Mitternacht geht Ben. Lea bleibt. Einfach so. Ohne Absprache. Sie schläft auf dem Sofa ein – mitten in Amirs Geschichte, den Kopf gegen die Lehne gelehnt, das Gesicht erschöpft und jung zugleich – und Amir und ich decken sie zu, jeder eine Seite der Decke, synchron, ohne Absprache.

„Sie bleibt“, flüstert Amir. Und ich denke: *Hoffentlich. Schritt für Schritt.*

Ich nehme einen Stift – später, als alle schlafen, nur ich noch wach, Küche, Nachtlicht – und notiere:

Ergebnis Tag 31: Sturm: draußen. Wärme: drinnen. Tisch: voll. Herz: voller. Morgen: letzte drei Orte. Übermorgen: der Satz. Lea: schläft auf unserem Sofa. Unserem. Zum ersten Mal dieses Wort. Unserem.

Klein darunter, nachts in der Küche – so still, dass man alles hört, auch das eigene Glück:

Ich habe keine Angst mehr vor dem Satz. Ich habe Angst davor, ihn zu spät zu sagen. Das ist neu. Das ist gut. Das ist – alles. – PS: Susi, falls du das je liest: Danke. Für den Tisch. Für den Hafen. Für alles. PPS: Curry bei Sturm: Pflicht. Ab jetzt Regel 16. Einstimmig. Auch ohne Abstimmung.

„Abgestimmt“, sage ich leise.

Kapitel 21

Die letzten drei Orte

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 32. **Programm:** Platz 10, 11, 12. Alle zusammen. Lea hat frei – Nachtdienst getauscht, zwei Gefallen plus Pralinen, sie hat es mir dreimal vorgerechnet, jedes Mal lachend. Ich habe frei genommen – zum ersten Mal seit drei Jahren einen Urlaubstag für nichts Berufliches. Amir hat das im Kalender rot angestrichen und darunter geschrieben: *Endlich. Ausrufezeichen.* **Wetter:** Morgens kalt, mittags warm, abends – hoffentlich – klar.

Um 4:15 Uhr klingelt mein Wecker. Ich bin schon wach. Auf dem Whiteboard stehen zwölf Zeilen, neun ausgefüllt, drei leer. Lehmann im Kopf: *Ohne Tabelle.* Miriam im Kopf: *Einfach sagen.* Amirs Zettel auf dem Küchentisch: *Viel Glück. Curry wartet.*

Platz 10: Fischmarkt, 5 Uhr morgens, 72 dB. Wir sind um halb fünf da, im Halbdunkel, der Hafen riecht nach Diesel und Fisch und Morgen. Lea kennt jeden dritten Händler beim Vornamen – „Moin, Claus! Moin, Piet! – Heute nur gucken, heute ist was Besonderes“ – und ich laufe hinterher mit Schallmesser und Notizbuch und denke: *Ich messe, sie lebt. Beste Arbeitsteilung.*

Wir kaufen nichts, wir schauen nur. Krabben, Aale, Blumen, Touristen mit Kaffee in Pappbechern, die sich die Finger wärmen. Ein Mann verkauft Bananen und singt dazu, falsch und fröhlich. 72 dB, alles zusammen. Lea kauft trotzdem – zwei Fischbrötchen, Matjes, Zwiebeln, „weil man nicht nüchtern lieben kann, medizinisch erwiesen“ – und wir frühstücken im Stehen an der Kaimauer. Die Elbe ist grau und glitzert trotzdem. Ein Containerriese fährt vorbei, langsam wie ein Gedanke.

„Und?“, fragt Lea mit vollem Mund. „Messwert? Sterne?“

„72 dB“, sage ich. „5 Sterne. Für dich mit Fischbrötchen um fünf Uhr morgens.“

„Das kommt auf die Liste“, sagt sie. Dann nimmt sie den Satz zurück. „Nein. Das bleibt hier. Fünf Sterne vor sechs Uhr morgens ist entweder Liebe oder Schlafentzug.“



Platz 11: Stadtpark, Mittag, 59 dB. Wir fahren mit der U-Bahn, dösen, Leas Kopf an meiner Schulter. Im Park legen wir uns ins Gras – Decke vergessen, Jacken als Kissen, egal. Die Sonne steht hoch. Enten streiten. Ein Kind lernt Fahrrad, fällt, lacht, fährt weiter. 59 dB Stadtpark-Mittag: Blätter, Stimmen, weit weg ein Rasenmäher.

Lea liest mir ihre Gegenliste vor. Alle Punkte. Laut. Zum ersten Mal vollständig. Ich höre zu, Grashalm im Mund, und bei Nummer 11 – *Er lernt es. Langsam, aber er lernt es* – werde ich rot, und sie streicht mir das Gras aus den Haaren. Bei Nummer 9 stockt sie, räuspert sich, liest weiter. Ihre Hand sucht dabei die Jackentasche, drückt den Stoff zusammen, lässt los. Ich merke es. Und tue so, als merkte ich nichts.

„Was lerne ich denn?“, frage ich.

„Alles“, sagt sie. „Du bist nur langsam, weil du alles zweimal lernst. Einmal als Zahl, einmal als Mensch.“

„Und du?“, frage ich. „Was lernst du?“

Sie sieht mich lange an, blinzelt gegen die Sonne. „Dass manches doppelt so lange dauert“, sagt sie leise. „Und dass Warten sich lohnt. Manchmal.“ Ihr Lächeln bleibt, ihre Augen werden kurz glasig. Sie schaut zu den Enten, dann wieder her. „Manchmal eben.“

Wir liegen noch eine Stunde. Das Gerät liegt in der Tasche. Aus. Lea schläft zehn Minuten – mitten am Tag, mitten im Park, Kopf auf meiner Jacke, den Mund leicht geöffnet wie ein Kind – und ich halte Wache und denke: *So erschöpft war sie noch nie. So friedlich auch nicht.*

Platz 12: Ponton, Sonnenuntergang, 54 dB. Wo alles anfing. Wir sind um halb acht da. Susi sieht uns, nickt, stellt zwei Alster hin und geht – diskret wie eine Diplomatin, wortlos wie eine Freundin. Der Anker-Tisch ist frei. Natürlich ist er frei. Susi hält ihn frei. Hamburg eben. Alles weiß alles. Alles hilft mit.

Die Sonne versinkt hinter Blohm & Voss. Kein Schiff. Nur Wasser und Möwen und wir. 54 dB. Mein Herz: 110. Ich zähle nicht weiter.

„Liste fertig“, sage ich. Meine Stimme klingt fremd. „Zwölf Orte. Alle vermessen. Alle Sterne vergeben.“ Eigentlich stand hier das Schmidtchen. Testort. Durchgefallen. Also steht der Ponton zweimal auf der Liste – Anfang und Ende, gleiche Zahl.

„Und?“, fragt Lea. Sie sieht mich an. Ruhig. Offen. „Was ist das Ergebnis?“

Ich sehe sie an. Den Satz übe ich seit drei Wochen. Im Spiegel. Unter der Dusche. Drei Wörter. Kein Messwert. Miriam: *Einfach sagen*. Lehmann: *Ohne Tabelle*. Jetzt oder nie. Kein Plan B. Kein Ort 13. Nur wir.

„Das Ergebnis ist“, sage ich, und meine Hände zittern, und ich lasse sie zittern, „dass die Liste egal ist. Dass alle Orte egal sind. Dass nur... du. Nur du nicht egal bist. Ich liebe dich.“

Stille. Eine Möwe. Wasser. Lea sieht mich an, und für einen Herzschlag liegt etwas Unfertiges in ihrem Blick – Freude und Erschrecken zugleich, als dürfe sie das nicht haben. Dann sagt sie: „Endlich.“ Die Stimme bricht auf der zweiten Silbe. Und sie küsst mich. Erst zögerlich, dann fester, als hielte sie sich fest.

Der Kuss schmeckt nach Alster und Salz und Sonnenuntergang. Das Messgerät liegt im Rucksack. Aus. Lea lacht leise an meiner Schulter, und irgendwo klappert Susi mit Gläsern, als wollte sie uns Zeit lassen. Die Welt ist – für einen Moment, für einen langen Moment – genau so laut, wie sie sein muss.

Später, auf dem Heimweg, Hand in Hand, Reeperbahnlichter, sagt sie: „Du hast es wirklich ohne Tabelle gesagt.“ Sie sagt es nicht als Punkt. Sie sagt es, als prüfe sie, ob der Satz noch zwischen uns liegt.

„Woher weißt du von dem Versprechen?“, frage ich.

„Das habe ich Lehmann gegeben. Unter vier Augen. Quartalsgespräch. Streng vertraulich.“

„Lehmann erzählt alles weiter“, sagt Lea und lacht, wischt sich rasch über die Augen. „An Amir. Amir an mich. So läuft das eben.“

„Gewöhnt“, sage ich. „Schon längst. Seit Ponton, Platz 1. Seit du gesagt hast: Setz dich doch.“

Zu Hause gehe ich am Whiteboard vorbei, ohne den Stift zu nehmen. Zwölf Zeilen, zwölf Orte, alles vollständig. Ich könnte jedem eine Zahl geben. Stattdessen klebe ich Leas Nachricht vom Morgen daneben: *Keine fertige Rede*. Darunter schreibe ich nur: *Angefangen*.

Kapitel 22

Zweifel

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 34. **Zustand:** Glück-
lich. Verdächtig glücklich. So glücklich, dass ich anfangs,
nach Fehlern zu suchen – berufskrank. In Genomen sucht
man Mutationen. In meinem Leben suche ich plötzlich:
Was weiß ich eigentlich nicht über sie? Was fehlt? Was
habe ich übersehen? **Wetter:** Zwei Tage Sonne, heute grau.
Passend. Oder unpassend. Je nachdem.

Die Liste ist fertig. Der Satz ist gesagt. Der Kuss ist –
wiederholt worden, mehrfach, gründlich, mit wachsender
Übung und gleichbleibender Wirkung. Alles ist gut. Alles
ist zu gut. Und genau das macht mich nervös. Miriam
nennt das „Hartmann-Syndrom“: Wenn es läuft, suchst du
das Haar in der Suppe. Jonas nennt es liebevoller: „Du hast
Angst vor dem Guten, weil du das Schlechte kennst.“

Was weiß ich nicht über sie? Lissabon. Der zweite Teil.
Sie hat vom Stipendium erzählt, vom fremden Geld, vom
Café, vom Jahr. Aber nicht alles. Manches „später“. „Später“
war nie. Zweimal habe ich angesetzt, im Park, auf dem
Ponton. Zweimal hat sie gewechselt – elegant, kaum merk-
lich, aber gewechselt. Ich habe es gelassen. Aus Rücksicht.
Aus Angst. Jetzt, zwei Tage nach dem Kuss, will ich es wis-
sen. Nicht aus Misstrauen. Aus Nähe. Und doch meldet

sich der alte Reflex: einordnen, benennen, ablegen. Ich schiebe ihn weg. Noch geht das.

Ich frage Amir. Küche, abends, er rührt im Topf – heute: Kichererbsen mit Spinat – und ich druckse herum, bis er den Löffel weglegt und sagt: „Frag sie. Nicht mich. Mich zu fragen ist feige.“

„Ich frage dich, wie man fragt“, sage ich. „Als... Vorbereitung. Wie formuliert man das, ohne zu drängen?“

Amir sieht mich lange an. Er legt den Löffel beiseite und dreht die Herdplatte kleiner. „Sag ihr, sie darf erzählen, wenn sie kann. Dann bleib. Ich mache Curry. Du sitzt. Mehr kann heute keiner versprechen.“

„Und wenn es schlimm ist?“, frage ich.

„Es ist schlimm“, sagt Amir leise. Er rührt weiter, obwohl der Topf längst nicht mehr kocht. „Also hör zu. Wenn du gleich anfängst, es kleiner zu machen, merke ich es.“

„Versprochen“, sage ich. Zweites Versprechen in zwei Wochen. Erst Lehmann, jetzt Amir. Alle lassen sich was versprechen von mir. Vielleicht, weil ich Versprechen halte. Hoffentlich, weil ich sie halte.

Am Abend frage ich. Wir sitzen am Anker-Tisch – Susi nickt nur und stellt wortlos eine Schale Erdnüsse hin. Der Ponton schaukelt leicht. Lea erzählt von der Schicht – ein alter Mann, der ihr Schach beibringen wollte – und strahlt, und ich denke an Jahre. An Zukunft. Kaum gedacht, verkrampft ihre Hand ums Glas. Ein Wimpernschlag. Dann erzählt sie weiter, als wäre nichts. Der Moment kommt nie.

Also mache ich ihn selbst. In eine Pause sage ich: „Erzähl mir den Rest. Von Lissabon. Bitte. Wenn du kannst.“

Stille. Lea sieht aufs Wasser. Lange. Ihre Finger um das Glas, so fest, dass die Knöchel weiß werden. Ihre Alster steht unberührt. Kein Lächeln. Kein Ausweichen. Nur Wasser und Schweigen. Einmal greift sie kurz zur Jackentasche, lässt die Hand wieder sinken.



„Die Freundin hieß Inês“, sagt sie langsam. Jedes Wort einzeln, wie Schritte auf Eis. „Sie wurde krank. Richtig krank. Das Stipendium – das fremde Geld – war für uns beide gedacht. Für ein gemeinsames Jahr. Wir wollten zusammen weg. Zusammen frei sein. Zusammen... alles. Sie konnte nicht mehr. Ich bin geblieben. Allein. Ein ganzes Jahr. Mit Geld, das für zwei gedacht war. Verstehst du? Ich

habe Lissabon gelebt, das für zwei gedacht war. Jeden Tag. Jeden Kaffee. Jeden Sonnenuntergang. Für zwei. Allein.“

„Und Inês?“, frage ich leise.

„Tot“, sagt Lea. Kurz. Endgültig. Ihre Stimme bleibt fest, nur ihre Schulter zuckt einmal, kaum sichtbar. „Seit zwei Jahren. Und ich habe nie herausgefunden, wer das Geld geschickt hat. Ich habe es nie versucht. Weil – wer nimmt Geld für zwei und lebt es allein?“ Sie schluckt. „Wer tut sowas? Ich.“

Ich nehme ihre Hand. Sie lässt es zu, aber ihre Finger sind kalt. So kalt, dass ich erschrecke. Mitte Mai, Ponton, und ihre Hand ist Winter.

„Danke, dass du es mir erzählt hast“, sage ich. Amirs Satz. Einfach so. Kein Aber. Kein Trost. Nur Danke.

„Sag das erst, wenn du es verdaut hast“, sagt sie. Sie steht auf. Zu schnell. Das Glas wackelt, die Alster schwappt über. Sie wischt sie nicht weg. „Ich muss... Nachtdienst vorbereiten. Ich melde mich.“ Kein Kuss. Nur Gehen. An der Tür dreht sie sich noch einmal um, als wollte sie zurück, und geht dann doch.

Sie geht. Zu schnell. Kein Kuss. Kein Lächeln. Ich bleibe sitzen und denke: *Zu viel auf einmal. Für sie. Für mich. Für uns.* Susi kommt, wischt den Tisch, sagt nichts. Zum ersten Mal sagt Susi nichts. Das heißt alles.

Zu Hause schreibe ich nur drei Wörter ins Notizbuch: *Inês. Geld für zwei. Danke.* Dann lasse ich den Stift liegen. Die Angst bleibt, aber sie hat heute keinen Absatz

bekommen.

Kapitel 23

Der Riss

Der Morgen nach dem Ponton-Abend: Ich wache auf, greife zum Handy. Nichts. Ich schreibe: „Danke für dein Vertrauen. Denk an dich.“ Lösche es. Schreibe: „Alles gut?“ Lösche es. Schreibe nichts. Amir findet mich in der Küche, starrend aufs Handy, und sagt nur: „Ruf an.“ Ich nicke. Ich rufe nicht an.

Tag 35: Nichts. Labor, Pipetten, Sequenzen. Dr. Aydin fragt: „Alles in Ordnung, Hartmann?“ Ich sage: „Alles gut.“ Sie sieht mich an: „Das sagen Sie immer, wenn nichts gut ist. Melden Sie sich, wenn ich helfen kann. Nicht fachlich. Menschlich.“

Abends ruft Ben an. „Pitch morgen“, sagt er. „Alles fertig. Folien stehen. Nur eine Sache: Die Investoren wollen den Menschen hinter den Daten sehen. Fünf Minuten, du erzählst deine Geschichte. Mit Lea – anonymisiert, versprochen, kein Name, keine Details. Nur: Es gibt eine Frau mit einer Gegenliste. Die Gegenliste ist Gold, Felix. Gold! Damit kriegen wir sie.“

„Nein“, sage ich. Wieder. Fester diesmal. Fester als je zuvor.

„Du sagst in letzter Zeit oft Nein“, sagt Ben. Eine Pause. Kein Witz. Kein Grinsen in der Stimme. „Früher hast du alles vermessen und Ja gesagt. Jetzt misst du nichts mehr und sagst Nein. Ich erkenne dich nicht wieder. Was ist los mit dir? Ehrlich jetzt.“

„Alles“, sage ich. „Nichts. Ich weiß es nicht. Lea und ich... Funkstille. Zwei Tage. Lissabon. Es ist... kompliziert.“

„Dann ruf sie an“, sagt Ben einfach. „Nach dem Pitch. Oder vorher. Einfach anrufen. Alles andere ist –“ er sucht nach dem Wort – „Feigheit mit Methode. Das mochte ich noch nie an dir. Auch früher nicht.“

Am Abend kommt Lea in die WG. Es klingelt, Amir öffnet, ich höre ihre Stimme im Flur – müde, leise – und mein Herz macht einen Satz. 120. Ungemessen. Egal.

Sie sieht müde aus. Nachtdienste, sagt sie. Zwei hintereinander, eingesprungen. Wir sitzen in meinem Zimmer – meinem kleinen, ordentlichen Zimmer mit dem Whiteboard, der Liste und zwölf Orten – und sie sieht die Liste. Vollständig. Zwölf Orte. Alle Sterne. Lange sieht sie hin. Der Kühlschrank brummt von nebenan. Auf dem Flur lacht jemand. Ich sehe sie an. Keiner sagt was.

„Fertig“, sagt sie leise. Kein Vorwurf. Keine Freude. Nur Feststellung.

„Fertig“, sage ich. Ebenso leise. Ebenso leer.

„Und jetzt?“, fragt sie. Sie dreht sich zu mir. Ihre Augen sind müde und offen und – hoffnungsvoll? Ängstlich? Beides?

Und ich – ich Dummkopf, ich Angsthase, ich Listen-mensch – sage nicht, was ich fühle. Ich fühle: *Bleib. Bitte bleib. Es tut mir leid. Ich habe Angst. Ich liebe dich.* Ich sage, was ich denke – der alte Reflex meldet sich, ordnen statt bleiben. Und was ich denke, ist falsch, so falsch, dass mir der Satz schon beim Aussprechen wehtut:



„Jetzt werten wir aus.“

Stille. Ihr Gesicht verändert sich. Nicht Wut. Schlimmer: Enttäuschung. Sie sieht weg, zum Fenster, zur Tür, wieder zu mir. Diese stille, tiefe Enttäuschung, bei der man nicht weiß, wohin mit den Händen.

„Auswerten“, wiederholt sie. Langsam. Silbe für Silbe.

„Ich meine nur –“ ich rudere, ich ertrinke, ich rede

weiter – „was funktioniert hat. Für Ben. Für die Übersicht. Methodisch.“

„Ich bin keine Übersicht“, sagt Lea und steht auf. Ruhig. Endgültig. „Und Lissabon ist kein Datenpunkt.“ Sie sieht weg. „Das habe ich dir erzählt, weil ich dachte, du hältst es aus. Das erzähle ich nicht zweimal.“ Pause. „Meld dich, wenn du wieder weißt, wer du bist. Der vom Ponton. Nicht der mit der Tabelle.“

Die Tür fällt ins Schloss. 68 dB. Das lauteste Geräusch seit Wochen. Ich sitze vor der vollständigen Liste. Meine Hände liegen auf den Knien, als gehörten sie jemand anderem.

Amir klopft. Kommt herein. Setzt sich. Sagt nichts. Lange. Dann: „Was hast du gesagt?“

„Auswerten“, sage ich. Meine Stimme ist weg. Heiser. Fremd.

Amir schließt die Augen. „Felix“, sagt er leise. Kein Vorwurf. Nur Müdigkeit. „Felix.“

Ich greife zum Stift – die Hand zittert – und schreibe nur:

Auswerten gesagt. Sie gegangen. Nicht anrufen, obwohl ich anrufen will. Morgen entscheiden, ob Mut auch ohne Antwort möglich ist.

Amir sitzt neben mir und sagt nichts. Zum ersten Mal ist seine Stille keine Hilfe, die ich auslegen kann. Sie ist nur seine Stille.

Kapitel 24

Ranking

Der Morgen: Ich stehe auf, ziehe das Hemd an – das gute, für besondere Anlässe, Ben hat es mir geliehen, „damit du nicht wieder im Labor-Pulli kommst“ – und sehe mich im Spiegel. Wer ist das? Tabellen-Felix – ihr Wort in meinem Spiegel. Ponton-Felix ist weg. Weggegangen, mit Lea zusammen, durch meine Tür, 68 dB.

Amir stellt Kaffee hin. „Willst du wirklich?“, fragt er.

„Ich habe zugesagt“, sage ich.

„Zusagen kann man absagen“, sagt Amir. „Wenn sie falsch waren. War deine Zusage richtig oder ängstlich?“

Ich antworte nicht. Bens Gold gegen Leas Vertrauen – und Angst vor Absage dazwischen. Ich trinke Kaffee. Ich gehe.

Der Raum: zehn Investoren, Beamer, Klimaanlage, 58 dB. Ben strahlt – Hemd, Lächeln, Folien. Meine Orte. Meine Sterne. Sauber, verkaufsfähig, farbig. Ich stehe vorn mit dem Laptop und der Liste und rede. Fünf Minuten. Über Dezibel und Dates, Methode und Ergebnis. „Zwölf Orte. Systematisch vermessen. Reproduzierbar.“ Die Investoren

nicken. Ben strahlt stärker. Alles läuft. Alles falsch.

Und dann, in Minute vier, passiert es. Ich blättere zu weit. Der Finger rutscht. Oder will rutschen? Amir wird später sagen: „Kein Versehen.“ Auf der Leinwand erscheint – nicht die Orte. Die Auswertung. Nachts um drei gemacht, nach Leas Weggehen. Whiteboard angestarrt, Hände sortierten von allein, gespeichert statt gelöscht, vor Scham wach geblieben: *Alle Verabredungen im Ranking. Nach Lärmpegel. Mit Sternen. Mit Namen. Jana. Die Vogel-Miriam. Katja. Priya. Und Lea – ganz oben, mit einer Spalte, die ich nie hätte schreiben dürfen: Unberechenbar. 5 Sterne. Außer Wertung (verloren).*

Ich hatte Ben geschworen: kein Name von ihr, kein Satz, kein Lissabon. Da steht sie trotzdem. Mit allem, was ich über sie weiß, in Spalten gepresst. Vor zehn Fremden.

Stille im Raum. Einer der Investoren lacht – kurz, anerkennend, falsch. „Spannend! Datengetrieben!“ Ein anderer beugt sich vor. Ben wird blass. Kreidebleich. Er sieht mich an. Seine Augen sagen: *Mach es weg. Sofort.* Aber ich mache es nicht weg. Ich starre es an. Mein eigenes Werk. Mein eigener Verrat. In Großbuchstaben. Vor zehn Fremden.



Ich klappe den Laptop zu. Mitten in „Wie Sie sehen-“. Klack. 70 dB. Alle zucken zusammen. Der Beamer summt noch. Dann klickt jemand das Licht an. Niemand applaudiert. Das ist gut so.

„Entschuldigung“, sage ich. Das Hemd ist zu eng. Die Luft auch. „Die Zahlen stimmen. Dass ich sie zeige, nicht. Dass ich sie gemacht habe, nicht. Menschen sind keine Übersicht. Pitch beendet. Suchen Sie sich jemand anderen. Ich bin raus.“

Ich gehe. Hinter mir Stille, dann Bens Stimme, leise, brüchig: „Felix, warte-“ Ich warte nicht. Ich laufe. Treppe runter, Tür auf, Straße. Elbe, Regen, Regen auf dem guten Hemd. Egal. Alles egal.

Ich laufe eine Stunde. Zielloos. Ottensen, Altona, Hafen.

Irgendwann stehe ich vor der Hafenwirtschaft. Zu. Nachmittags. Susi sieht mich durchs Fenster, öffnet, sagt: „Oh je.“ Mehr nicht. Sie stellt Tee hin. „Erzähl.“

Ich erzähle. Auswerten. Ranking. Pitch. Laptop zugeklappt. Susi hört zu, stellt Tee nach, fragt nicht, wofür. Dann sagt sie: „Mein Mann – Gott hab ihn selig – hat mal das Logbuch über Bord geworfen. Mitten auf See.“ Sie wischt die Theke, stellt die Kanne ab. „Lea war gestern da. Saß am Fenster. Sah müde aus. Hat nur rausgeschaut. Auf den Ponton, lang. Dann ist sie gegangen.“

Zu Hause setze ich mich vor das Whiteboard. Zwölf Orte. Alle Sterne. Alle Zahlen. Ich nehme den Schwamm nicht. Noch nicht.

Ich nehme einen Stift und schreibe – zum ersten Mal seit Wochen mit Wut, mit echter, heißer Wut auf mich selbst:

Ich schreibe auf einen Bierdeckel, nicht ans Board:

Pitch beendet. Lea verraten. Ben blamiert. Morgen zuerst Ben anrufen.

Den Bierdeckel lege ich neben den Schwamm. Zwei Dinge, die ich noch nicht benutze.

Kapitel 25

Leere Liste

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 40. **Zustand:** Sie weiß es. Natürlich weiß sie es. Ben hat es ihr erzählt – sofort, reumütig, vollständig. Noch am selben Abend. In dieser Stadt bleibt nichts geheim. **Ihre Nachricht:** Sieben Wörter. *Lass das Ranking. Lass mich. Lass alles.* Angekommen um 22:14 Uhr. Gelesen um 22:14 Uhr. Nicht beantwortet. Weil es nichts zu antworten gibt. Sieben Wörter. Endgültig.

Ich sitze vor dem Whiteboard. Lange. Stunden. Die Liste starrt zurück. Zwölf Orte. Zwölf Pegel. Zwölfmal Sterne. Alles, was ich war. Alles, was ich falsch gemacht habe. Jana, die mir den Ponton zeigte. Die Vogel-Miriam mit dem Fernglas. Katja mit dem Holzsplitter. Priya mit der ehrlichen Frage. Und Lea – überall Lea, zwischen allen Zeilen, über allen Zahlen. *Unberechenbar. 5 Sterne. Außer Wertung (verloren).* Verloren. Diesmal wortwörtlich.

Ich nehme einen Lappen – den guten, fürs Whiteboard, den Amir mir geschenkt hat mit den Worten „Für deine Listen, du Listenmensch“ – und wische. Langsam. Ort für Ort. Fischmarkt zuerst – weg. Stadtpark – weg. Ponton – zuletzt, mit zitternder Hand, weil der Ponton alles war. Pegel für Pegel. Sterne für Sterne. Bis nur noch der Titel

steht: KENNENLERN-LISTE. Darunter: nichts. Weiß. Leer. Sauber.

Amir findet mich so. Nachts oder morgens – Zeit ist egal. Er sagt nichts. Er stellt Curry hin – Linsen, extra scharf, dampfend – und setzt sich daneben. Auf den Boden. Neben mich. Zwei Männer vor einem leeren Board. Der Regen läuft an den Scheiben herunter. Kein Wort. Nur Currydampf.

„Erzähl“, sagt er schließlich. Leise. Wie damals, Tag 1, als alles anfang. „Alles. Von vorn. Auch das Schlimme. Besonders das Schlimme.“

Ich erzähle. Auswerten. Ranking. Pitch. Laptop zugeklappt. Ihre Nachricht. Sieben Wörter. Amir hört zu. Unterbricht nicht. Rührt im Curry, isst nichts. Am Ende – heiser, leer, fertig – sage ich: „Und jetzt ist alles weg. Sie. Die Liste.“

Amir nickt. Er sagt nichts weiter. Er sitzt daneben. Ich schäme mich, und das ist richtig so. Schämen heißt: Ich weiß noch, was zählt.

Stille. Currydampf. Regen.

„Was soll ich tun?“, frage ich. Meine Stimme klingt fremd. Klein.

Amir sieht zum leeren Board. „Ich bin da.“

Ich sehe das leere Board an. Weiß. Sauber. Zum ersten Mal seit sechs Wochen keine Zahlen. Keine Sterne. Keine Orte. Nur Platz. Nur Möglichkeit. Nur – Anfang und Ende

zugleich. Wie alles, seit sie da ist. Seit sie weg ist.



Ich nehme einen Stift und schreibe in die Mitte des leeren Boards:

Schaden: da. Weg: offen. Die Schrift steht allein auf dem Weiß. Kein Ort, kein Pegel, kein Stern. Nur zwei Wörter, die stimmen.

Dann lege ich den Stift weg. Morgen frage ich Susi, wo Lea ist. Übermorgen gehe ich hin. Mit nichts, wenn sie will. Das ist kein Plan. Es ist nur der nächste Schritt.

Kapitel 26

Stille

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 41. **Ort:** UKE-Bibliothek, Sonntag. **Pegel:** 38 dB. **Vorhaben:** Nachdenken. Richtig nachdenken, nicht sortieren. Unterschied lernen. Endlich. **Mitgebracht:** Notizbuch (neu, leer, kein Raster, Absicht), Stift, kein Messgerät – es liegt zu Hause, Batterie leer, absichtlich nicht geladen.

Der Sonntag beginnt still. Kein Wecker. Regen an den Scheiben, 52 dB, dann nichts. Amir ist bei seinen Eltern – Sonntagsessen, monatlich, heilig. Die WG ist leer. Das Whiteboard ist leer. KENNENLERN-LISTE, darunter mein Satz aus Tag 40. Ich sehe ihn lange an, trinke Kaffee, ziehe los. Wohin? Bibliothek. Wo fast alles gut war. Wo sie mir von der Mutter erzählt hat. Wo Platz 13 geboren wurde. Vielleicht wird dort auch Platz 14 geboren. Oder ich. Neu.

Ich sitze am selben Platz wie damals mit Lea. Zwei Wochen her. Eine Ewigkeit. Derselbe Tisch, derselbe Stuhl, dasselbe Licht durch hohe Fenster. Nur sie fehlt. Der Stuhl gegenüber ist leer. Ich lege das Notizbuch darauf – als Platzhalter, als Versprechen, als Erinnerung – und fange an zu schreiben. Nicht als Liste. Als Sätze. Ganze Sätze. Ohne Zahlen. Fast ohne.

Ich habe eine Frau kennengelernt, die lauter ist als meine Liste. Sie hat mir gezeigt, dass Zuhören kein Messen ist. Sie hat mir Lissabon anvertraut. Inês. Das Geld für zwei. Ich habe es eine Zeit lang gelernt. Dann habe ich Angst bekommen und alles sortiert. Auswerten gesagt. Ranking gezeigt. Sie ist gegangen. Sieben Wörter. Das Ranking war der Fehler. Die Angst war der Grund. Die Liste war nie das Problem. Ich war es. Ich bin es.



Die Bibliothekarin geht vorbei – dieselbe wie damals, grauer Dutt, leise Schuhe – und nickt mir zu. Papierrascheln. Ferne Schritte. Jemand blättert, jemand hustet gedämpft. Ich denke an Leas Satz: Platz 13 ist kein Ort. Und an Susis Satz: Du hast den Hafen gefunden.

Und dann – ganz leise, wie 38 dB, wie ein Gedanke, der

schon lange wartet – kommt der Gedanke: Was, wenn Platz 13 ich bin? Kein Ort, an dem man reden kann. Sondern ein Mensch, bei dem man es kann. Was, wenn ich der ruhige Ort für sie sein soll – so wie sie es für mich war, als sie von Inês erzählte? Was, wenn Bleiben ein Ort ist? Was, wenn ich dieser Ort werden kann?

Ich schreibe weiter, schneller jetzt, Hand kratzt über Papier:

Neue Hypothese: Man muss kein ruhiger Ort sein. Man muss kein leiser Ort sein. Man muss nur da sein, wenn es laut wird. Wenn sie weint. Wenn sie schweigt. Das ist alles. Es gibt kein Geheimnis.

Drei Stunden sitze ich da. Ich schreibe über Mutter und Vater – das Bekannte, das trotzdem wehtut, wenn man es ausspricht. Über Lea – geblieben, bis ich sie vertrieb. Über mich – sortierend, ängstlich, lernend. Langsam, aber lernend. Als ich gehe, ist es dunkel. 17:40 Uhr. Der Regen hat aufgehört. Die Luft riecht nach nassem Laub und Anfang.

Auf dem Heimweg – Bus, fast leer – rufe ich Susi an. Meine Finger sind klamm, ich muss das Handy zweimal fester fassen. „Wo ist sie?“, frage ich. „Bitte. Keine Umwege. Kein Das darf ich nicht sagen. Nur: wo?“

„Nachtdienst“, sagt Susi. Pause. Dann, weicher: „UKE. Bis morgen früh. Station wie immer. Und Felix? Sie war gestern hier. Hat kaum gegessen. Sah erschöpft aus. Hat nicht nach dir gefragt. Nicht direkt. Nur lange zum Ponton rübergeschaut. Dann ist sie gegangen.“

Mein Herz macht einen Sprung. Wärme. Hoffnung. Ich renne zum Bus. Nein, ich renne wirklich. Ein Schüler sieht mich an, als wäre ich verrückt. Bin ich. Verrückt vor – was eigentlich? Vor Plan. Vor Mut. Vor Morgen.

Zu Hause schreibe ich ins Notizbuch – nicht auf die Liste, die gibt es nicht mehr, nur noch das Board mit einem Satz in der Mitte und das neue, ehrliche Buch:

Ergebnis Tag 41: Erkenntnis: Platz 13 bin ich. Oder: kann ich werden. Aufgabe: bleiben, wenn es laut wird. Nächster Schritt: UKE, morgen früh, Nachtdienstende. Mit nichts. Nur mit mir. Mit leeren Händen. Vollem Herzen.

Und darunter, klein – Peinlichkeit ist inzwischen mein Kompass, und Kompass haben manchmal recht:

Angst: da. Mut: größer. Zum ersten Mal. Seit langem. Hoffentlich rechtzeitig. Hoffentlich nicht zu spät. – PS: Bibliothekarin, falls Sie das je lesen: Danke für 38 dB. Für Stille, in der man denken kann. Für alles.

Kapitel 27

Tiefpunkt

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 42, 5 Uhr morgens.
Ort: UKE, Parkplatz. **Vorhaben:** Warten, bis ihr Dienst endet. Mit nichts. Nur mit mir. So der Plan. So die Theorie. Praxis folgt. **Mitgebracht:** Notizbuch, Stift, kein Messgerät, kein Whiteboard, nur Mut – geliehen, brüchig, aber da.

Der Wecker klingelt um 4:10 Uhr. Ich bin wach, bevor er klingelt. Wie damals, Fischmarkt. Nur anders. Damals: Vorfreude. Heute: Angst plus Hoffnung. Eine Mischung, die keinen Namen hat und keinen Schlaf lässt. Ich ziehe mich an – leise, Amir schläft – und fahre los. E-Bike, Dunkelheit, Elbe links. Um 4:50 Uhr bin ich da. Parkplatz, Laternen. Ich stelle mich an den Eingang – nicht zu nah, nicht aufdringlich, nur... da. Bleiben, wenn es laut wird. Oder leise. Einfach bleiben.

Um 5:12 Uhr kommt nicht Lea heraus. Sondern eine Nachricht. Das Handy vibriert. Von Lea. Vier Wörter: *Brauche Zeit. Bitte respektieren.* Kein Gruß. Kein Name. Vier Wörter, die alles sagen und nichts erklären.

Ich starre aufs Display. 5:12 Uhr. Parkplatz. Kalt. Meine Finger sind taub – vom Fahren, vom Warten, vom Lesen. Tief einatmen, ausatmen, die Laternen flackern einmal.

Ich tippe: „Verstehe. Bin da, wenn du...“ Lösche es. Tippe: „Okay.“ Sende es. Ein Wort. Meine Hand bleibt noch einen Moment auf dem Handy liegen, dann stecke ich es weg. Vor ihrer Tür zu stehen, wenn sie Zeit braucht, wäre nicht Bleiben. Das wäre Drängen. Also bleibe ich stehen, wo ich bin, bis die Kälte in die Schuhe kriecht, und fahre dann los.



Ich fahre nach Hause. Der Bus – E-Bike stehen gelassen, zu müde, zu leer – ist leer. Regen an den Scheiben. Ein Fahrer, der Radio hört, leise. Ich sitze und denke: *Auch dann. Besonders dann. Da sein heißt nicht: vor ihrer Tür stehen, sondern bereit, wenn sie zurückkommt.*

Zu Hause wartet Ben. Um sechs Uhr morgens. In meiner Küche. Er sieht schlecht aus – unrasiert, das gute Hemd zerknittert, das er mir geliehen hatte, jetzt an ihm. „Pitch

ist geplatzt“, sagt er, ohne Begrüßung. „Nach deinem Abgang. Keine Geschichte, kein Geld. Die Investoren wollten Tabellen, du hast Moral geliefert. Schlechtes Geschäft. Gute Entscheidung. Macht nichts. Wirklich nichts. Ich wollte nur... hören, wie es dir geht. Und dir das Hemd zurückgeben. Oder behalten? Egal.“

„Schlecht“, sage ich, ohne Ausweichen. „Sie braucht Zeit. Vier Wörter. Ich respektiere. Es tut weh.“

„Gut“, sagt Ben. Er stellt Kaffee auf – wie zu Hause, wie früher, wie immer. „Pitch ist geplatzt. Tut mir leid mit dem Ranking. Ich habe es ihr erzählt. Zu schnell, vielleicht. Brauchst was?“

„Angst“, sage ich. Kaffee dampft. Currygeruch in der Küche. „Ich sortiere, wenn ich Angst habe.“

Ben reibt sich das Gesicht. „Ich bin pleite, aber ich bin da.“

„Sie braucht Zeit“, sage ich wieder. Leiser. Als müsste ich Respektieren erst üben.

Ben nickt, steht auf. An der Tür dreht er sich um. Kein Grinsen. Ernst. Selten. „Dann gib sie ihr. Ich melde mich morgen.“

Er geht. Ich sitze allein in der Küche. Vor mir das Notizbuch. Darin ein Satz, dick unterstrichen: *Man muss nur bleiben, wenn es laut wird.* Darunter, neu, von heute Morgen, Parkplatz, 5:12 Uhr: *Auch wenn es leise wird. Auch wenn sie Zeit braucht. Auch dann.*

Ich schreibe ins Notizbuch: Vier Wörter. Ein Wort zurück. Warten. Danach lege ich es zu. Die Küche ist so still, dass ich mein eigenes Warten höre. Ich bleibe trotzdem sitzen. Der Stuhl ist hart. Das Warten auch. Trotzdem bleibe ich. Das ist der ganze Plan.

Kapitel 28

Lehmann, zum Zweiten

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 44. **Ort:** UKE, Lehmanns Büro. **Anlass:** Ich habe um das Gespräch gebeten. Zum ersten Mal. Freiwillig. Nicht bestellt, nicht befohlen. Das will was heißen. Das heißt alles. **Zustand:** Zwei Tage Warten. Fühlt sich an wie Stillstand. Aktiv warten. Nicht sortieren. Fast nicht. Einmal doch – nachts, Laptop aufgeklappt, alte Datei, ihr Name ganz oben. Zugeklappt. Scham danach, stundenlang wach. Stolz trotzdem. Klein, aber stolz.

Der Morgen: Labor, Pipetten, Alltag. Dr. Aydin sieht mich an und sagt: „Sie sehen aus wie ein Mensch, der wartet.“ Ich nicke. „Seit wann warten Sie?“ „Seit zwei Tagen.“ „Und?“ „Es tut weh und ist richtig.“ Sie nickt. „Dann warten Sie weiter. Manches heilt nur durch Warten. Und manches Warten heilt einen selbst. – Lehmann übrigens fragt nach Ihnen. Gehen Sie hin. Er beißt nicht. Heute nicht.“

Um 11 Uhr klopfe ich. Tür angelehnt, wie immer. Bücher, Herzmodell, Foto – seine Frau, jung, lachend. Lehmann sieht auf, deutet auf den Stuhl. Den unbequemen. Heute sitze ich gern darauf. Unbequem passt zu mir. Alles passt gerade. Oder nichts. Beides.

„Hartmann“, sagt Lehmann zur Begrüßung. Kein Blick in Akten. Volle Aufmerksamkeit. Selten. Kostbar. „Sie sehen aus wie ein Mann, der sein Versprechen gebrochen hat.“

„Habe ich“, sage ich. Kein Ausweichen mehr. „Mit Tabelle. Vor Investoren. Ranking gezeigt. Sie ist weg. Ich warte. Seit zwei Tagen. Aktiv.“

„Setzen“, sagt Lehmann. Ich sitze schon. Er bemerkt es, lächelt fast und sagt dann, ungewohnt sanft: „Reden Sie. Ich unterbreche nicht.“

Ich erzähle. Ranking, nachts um drei, aus Angst. Pitch, Seite zu weit, Laptop zugeklappt. Sieben Wörter. Leeres Board. UKE-Parkplatz um fünf Uhr morgens. Vier Wörter. Warten. Bibliothek. Alles. Aylin – die Schwester aus der Notaufnahme – kommt zweimal vorbei und klopft jeweils an den Türrahmen, als wollte sie etwas sagen, und geht dann doch weiter. Zum vierten Mal in einer Woche erzähle ich alles.

Lehmann hört zu. Unterbricht nicht. Lange Stille. Dann sagt er:

„Ich habe damals auch alles sortiert. Karteikarten über meine Frau. Sie hat sie gefunden. Sie hat gesagt: Stell die Karten weg und bleib.“

Er steht auf, holt zwei Becher Wasser, stellt einen vor mich hin.



„Was haben Sie getan, als es kaputtging?“, frage ich leise. Bibliothekslautstärke.

„Zuerst alles falsch“, sagt Lehmann. Er setzt sich. Schwer. Alt. Menschlich. „Dann eines richtig. Wenn sie zurückkommt, ist nichts gelöst. Sie bringt ihre Tote mit. Ihre Schuld. Jeden Tag. Das nehmen Sie ihr nicht weg. Sie sitzen daneben und halten es aus, dass Sie nichts reparieren können. Bleiben können Sie inzwischen. Jetzt üben Sie den Rest.“

„Und wenn ich das nicht kann?“, frage ich.

„Dann lernen Sie es“, sagt Lehmann. „Oder Sie gehen. Aber sortieren hilft da nicht. Das sage ich Ihnen als jemand, der es versucht hat. Mit Karten.“

Lehmann nickt zur Tür. „Das war's. Mehr habe ich nicht. Den Rest entscheiden Sie. Nicht ich.“ Der Flur ist lang. Ich gehe ihn langsam.

Auf dem Flur bleibe ich stehen – UKE-Flur, wo einst ihre Hand meine nahm, vor allen Leuten – und schreibe, auf einen Laborzettel, das Notizbuch ist voll, voll mit Sätzen, voll mit Warten:

Ergebnis Tag 44: Lehmann: war jung und dumm (beruhigend, menschlich). Karteikarten: gefunden, weggestellt. Neue Wahrheit: Zurückkommen löst nichts. Inês bleibt. Schuld bleibt. Aufgabe: daneben sitzen, nichts reparieren. Umsetzung: ausstehend – ob ich das kann, weiß ich nicht.

Und darunter, klein – auf dem vollen Flur liest zum Glück keiner mit, was ich schreibe:

Meinen Vater habe ich an die Ferne verloren. Lehmann ist der dritte Versuch des Lebens, ungefragt, unverhofft. Es geht nicht ums Reparieren. Sondern ums Aushalten, dass manches bleibt. Inês. Schuld. Alles.

Kapitel 29

Alle

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 45. **Ort:** Hafenwirtschaft, Anker-Tisch. **Anlass:** Kriegsrat. So nennt Ben es. Amir nennt es Abendessen. Miriam nennt es Intervention – sie hat es per Nachricht so genannt, mit drei Ausrufezeichen. Jonas ist auch da – zum ersten Mal in dieser Runde, und er passt herein, als wäre er immer da gewesen. Leise, konstant. Ein Mann, der nicht wackelt. **Wetter:** Abends klar. Ponton ruhig. Alles wartet. Auch ich.

Ich komme um 19 Uhr. Alle sind schon da. Das ist neu – sonst bin ich der Erste, der Listenmensch, der Pünktliche. Heute sind alle vor mir da. Für mich. Wegen mir. Der Tisch ist voll, und zum ersten Mal bin ich froh, nicht der Erste zu sein. Susi stellt vier – fünf – Alster hin und sagt: „Geht aufs Haus. Aber nur, wenn ihr ihn wieder hinkriegt. Er starrt seit einer Woche Löcher in mein Ponton. Sogar durchs Fenster. Sogar von weitem. Das hält das Holz nicht aus.“

Alle sehen mich an. Ben, Amir, Miriam, Jonas. Vier Menschen. Mein Tisch. Fast Familie. Ich erzähle. Alles. Zum fünften Mal in zwei Wochen. Mit Ranking. Mit sieben Wörtern.

Miriam zuerst – Ärztin, Schwester, beides: „Auswerten war dumm. Das Ranking auch.“ Pause. „Aber hör zu, Felix: Ein Frühstück macht nichts ungeschehen. Vertrauen wächst langsam zurück. In Wochen. Wenn überhaupt. Geh hin, aber erwarte nicht, dass danach alles gut ist.“

„Moment“, sagt Ben. Er stellt sein Glas ab. Härter als nötig. „Pitch-Abbruch war richtig? Für wen? Für ihn vielleicht. Für mich war es ein Desaster. Zehn Investoren, Felix. Zehn.“

„Es geht hier nicht um deinen Pitch“, sagt Miriam kühl.

„Es geht hier um alles“, sagt Ben. „Auch um meinen Pitch. Auch darum, dass er mich hängen ließ. Vor allen Leuten. Du hast nicht nur sie verletzt. Mich auch. Das vergisst hier jeder.“

Stille. Möwen, Wasser. Alle sehen Ben an. Ich auch. Er hat recht und er hat nicht recht und beides gleichzeitig.

„Stimmt“, sage ich. „Das war scheiße von mir. Tut mir leid. Wirklich. Aber ich würde es wieder tun.“

Ben sieht mich an. Lange. Dann nickt er, knapp. Nicht versöhnt. Aber bereit, weiterzureden. „Pitch ist geplatzt. Ich hab's ihr erzählt. Tut mir leid. Sie hat geweint. Still. Brauchst was?“

Jonas rührt in seiner Alster. Ruhig. „Wir hatten auch mal drei Tage Funkstille“, sagt er und dreht das Glas dabei langsam im Kreis. „Am vierten Tag bin ich zurück. Kein großer Auftritt. Kaffee gebracht. Müll runtergetragen. Am fünften Tag nochmal.“ Er zuckt die Schultern. „So war das.“

Einfach wiederkommen. Mehrmals.“

„Das Auswerten tut mir leid. Das Ranking. Das Schweigen nach Lissabon“, sage ich. Meine Stimme bricht. Kaum lauter als das Wasser. „Sie ist das Beste, was mir passiert ist.“

Amir zuletzt – ruhig, wie immer: „Morgen früh hat sie frei. Hafenwirtschaft, Fenster, acht Uhr.“ Er sieht mich an. „Geh hin. Und wenn sie Nein sagt – komm zurück. Hier ist Platz. Egal wie es ausgeht. Ich bin da.“

Ich sehe in die Runde. Miriam warnt. Ben klagt an und bleibt. Jonas dreht sein Glas. Amir hält den Platz frei. Keiner sieht mich gleich an, und genau deshalb halte ich es aus.

Ich schreibe – auf einen Bierdeckel, Susi reicht ihn kommentarlos, mit Stift, wie immer vorbereitet – :

Auf dem Bierdeckel steht nur: *Morgen, acht Uhr, Fenster. Mit leeren Händen.* Susi schreibt darunter: *Fünf Alster. Kasse bleibt Kasse.*



Kapitel 30

Frühstück

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 46, 8:30 Uhr. **Ort:** Hafenwirtschaft, Frühstück. **Anlass:** Alles. Alles auf einmal. Alles oder nichts. **Mitgebracht:** Nichts. Wie verordnet. Herzklopfen: 120. Ungemessen. **Nacht davor:** Kein Schlaf. Drei Stunden, vielleicht. Amir hat Tee gebracht, um zwei Uhr nachts. „Schlaf“, hat er gesagt. „Morgen bist du du.“ Ich habe genickt. Geschlafen habe ich nicht. Geübt habe ich. Drei Wörter. Neue Sätze. Keine Tabelle.

Um 7:45 Uhr bin ich da. Zu früh. Natürlich zu früh. Susi deutet zum Fenster. Sie sitzt da. Elbe, Morgensonne. Vor ihr ein Kaffee. Neben ihr: ein freier Stuhl. Susi zwinkert. Kein Zufall.

Mein Herz hämmert in den Ohren, in den Händen. Ich gehe hin. Langsam. Setze mich. Sage – erst nichts. Atme. Die Hände lege ich offen auf den Tisch. Nichts zu verbergen, nichts zu vermessen. Nur da. Sie sieht müde aus. Schön und müde. Und wachsam. Das bleibt. Das muss bleiben, vorerst.

„Ich habe kein Messgerät dabei“, sage ich. Handflächen nach oben, alles sichtbar. „Es tut mir leid. Das Ranking. Das Schweigen nach Lissabon.“ Pause. „Ich bin gekom-

men.“

Stille. Ponton am Morgen. Susi wischt zwei Tische weiter und tut so, als wäre sie taub. Zwei Rentner sind es nicht.

Lea sieht mich lange an. Kein Lächeln. Kein Weinen. Nur Sehen. Ihre Hand liegt auf ihrer Jacke, über der Stuhllehne, fest. Als hielte sie etwas. Dann sagt sie: „Weißt du, was das Schlimmste war? Nicht das Ranking. Das war dummmenschlich. Das Schlimmste war: dass du nach Lissabon gefragt und dann geschwiegen hast. Ich habe dir Inês anvertraut. Und du hast sortiert, statt zu bleiben. Du warst da und doch weg.“

„Ich weiß“, sage ich. Ich nicke nur. Kein Aber. Das habe ich gelernt, wenigstens das.

Sie sieht zum Fenster. Dann wieder zu mir. Ihre Hand löst sich von der Jacke – nicht zu mir, erst nur auf den Tisch. Einen halben Schritt. „Ich sage dir, was mich das kostet“, sagt sie leise. „Wenn ich dich jetzt zurücklasse – an diesen Tisch, in mein Leben –, dann habe ich wieder etwas zu verlieren. Inês war genug Verlust für zehn Jahre. Ich entscheide mich trotzdem. Aber frag mich heute nicht, ob alles gut wird. Frag mich, ob ich bleibe. Heute.“

Sie weint. Ein bisschen. Eine Träne, die sie nicht wegwischt. Sie lacht. Kurz. Dann sagt sie, und ihre Stimme zittert auch: „Gegenliste: Er kommt mit leeren Händen.“ Sie stockt, sieht auf unsere Hände, wieder hoch. „Und bringt trotzdem alles mit. Fast alles. Der Rest – muss wieder wachsen. Das dauert. Okay?“



Und dann küsst sie mich, mitten in der Hafenwirtschaft, um 8:34 Uhr morgens. Kurz. Vorsichtig. Ihr Griff um die Jacke löst sich erst danach. Langsam. Sie rückt nicht näher. Aber sie zieht die Hand nicht weg, als ich sie nehme.

Wir frühstücken. Rührei, Lachs, Brötchen, Kaffee. Als ich „morgen“ sage, sieht sie zum Fenster. „Heute erst“, sagt sie leise. „Den Rest – noch nicht. Okay?“ Ihre Hand zittert kurz auf dem Tisch. Sie lässt sie liegen.

„Heute Abend?“, sagt sie dann. Zögernd. „Bei mir? Ich koche. Warnung: Ich kann nicht kochen. Du kannst wieder gehen, wenn es zu viel wird.“

„Ich komme“, sage ich. „Mit Curry. Von Amir.“

Und darunter, klein – das Herz klopft noch:

*Vielleicht schaffen wir das. Vielleicht. – PS: Susi, danke.
Für Fensterplatz.*

Kapitel 31

Versöhnungsabend

Zwischenstand: Kennenlern-Liste, Tag 46, 19 Uhr. **Ort:** Bei Lea. Zum ersten Mal. **Mitgebracht:** Curry (Amir, extra Ingwer), Wein (Ben, mit Karte: „Versöhnt euch, sonst versöhn ich euch“), nichts sonst. **Zustand:** Nervös. Neuer Rekord. Weil – zum ersten Mal bei ihr. Ihre Welt. Ihre Wände.

Ihre Wohnung liegt in Eimsbüttel, dritter Stock, kein Aufzug. Ich steige die Treppen hoch – Curry in der einen Hand, Wein in der anderen, Herz überall – und sie öffnet, bevor ich klinge. Barfuß. Lächelnd. „Ich habe deine Schritte gehört“, sagt sie. „Drei Treppen. Unverkennbar. Vorsichtig und eilig gleichzeitig. Nur du läufst so.“

Ihre Wohnung ist das Gegenteil meiner: laut, voll, warm. Post-its überall – an Wand, Külschrank, Spiegel. Ich lese, während sie – mit Ernst und einer Schürze – zu kochen versucht und dabei fast die Küche anzündet. Zwiebeln verbrennen. Rauchmelder piept. Wir lachen. Amir-Curry rettet das Essen.

„Zeig mir alles“, sage ich, als der Rauch verzogen ist und das Curry wärmt. Und sie zeigt mir alles: Die Wand mit den Lissabon-Fotos. Licht, Fliesen, Meer, gelbe Stra-

ßenbahn. Eine junge Lea mit kurzen Haaren und einer Freundin im Arm – Inês, dunkle Locken, Lachen, man sieht es dem Foto an. Meine Kehle wird eng. So jung. So – vorher.

„Erzähl mir von ihr“, sage ich. Leise. „So viel du willst. Ich höre zu.“



Und sie erzählt. Auf dem Sofa, Curry auf den Knien, Wein eingeschenkt, aber unangetastet. Das Stipendium, das fremde Geld, das nie aufgeklärt wurde. Das Jahr für zwei, allein gelebt. Die Schuld. Die Trauer. Zwei Jahre Schweigen. Ich halte ihre Hand, und als sie weint, halte ich sie fest, und als sie lacht – über Inês, die rückwärts Roller fuhr – lache ich mit. Mittendrin bricht ihre Stimme. Kurz nur. Sie sieht zum Flur, zur Jacke am Haken, und wieder

zurück. „Der Rest – noch nicht“, sagt sie leise. „Heute nur bis hier. Okay?“ Ich nicke. Der Wein bleibt stehen. Als ich anstoßen will, wird sie kurz blass, fängt sich sofort. „Mir ist nur kurz schwindelig. Zu viel Rauch, zu wenig Luft. Geht schon.“ Sie steht trotzdem auf, will die Teller nehmen, setzt sich nach zwei Schritten wieder. Ich räume ab, ohne zu fragen. Sie lässt es zu.

„Und jetzt du“, sagt sie irgendwann. Rotweinglas in der Hand, Augen glänzend. „Erzähl mir was, das wehtut. Was Echtes. Du.“

„Meine Mutter“, sage ich. „Neunzehn war ich. Danach ist mein Vater gegangen. Nicht gestorben. Gegangen.“ Meine Stimme hält nicht. Ich räuspere mich. „Das weißt du schon, aus der Bibliothek. Aber heute erzähle ich es nicht, um zu erklären.“ Ich sehe sie an. „Ich erzähle es, um zu bleiben. Bis...“ Ich suche nach dem Rest und finde ihn nicht gleich. „Bis du. Du bleibst. Bei Inês, jeden Tag. Bei mir, hoffentlich. Auch wenn ich es vermasselt habe.“

„In echt“, sagt sie leise und küsst mich auf die Narbe an der Hand. Vier Stiche, von Jens' Fischkiste. Sie vergisst nichts. „Manches verheilt. Manches braucht länger. Wir – brauchen länger. Aber wir bleiben dran. Beide. Trotz allem.“ Ihre Stimme ist fest und dünn zugleich. Freude und Angst, dicht nebeneinander.

Später sitzen wir auf ihrem Balkon. Hafenlichter in der Ferne. Stadt bei Nacht. Sie lehnt an meiner Schulter. Schwer und warm. Ich denke an die Liste – gelöscht – und daran, dass das Beste nicht auf ihr stand: diese Frau, dieser Abend. Als ich sage: „Morgen Alltag. Und übermorgen.“

Ganz normal“, wird ihr Arm um mich kurz schwerer. „Heute ist gut“, sagt sie. Ich nicke. Ihr Kopf bleibt an meiner Schulter. Das genügt. Für heute genügt es.

Ergebnis Tag 46 (II): Versöhnungsabend: angebrannte Zwiebeln, gerettetes Curry. Inês: in Erzählung kennengelernt, bis zu einer Grenze. Mutter: erzählt (mit brüchiger Stimme). Narben: gezeigt, gehalten. Wir: dran. Nicht fertig. Dran.

PS: Ben, dein Wein ist gut. Amir, dein Curry rettet Essen.

Kapitel 32

Jacke

Ich ziehe meine Jacke an. Langsam, ungern. Sie steht in der Tür, barfuß, müde, lächelnd. Ich beuge mich zu ihr – ein letzter Kuss für heute – und dabei streift meine Hand ihre Jacke. Die hängt am Haken, neben meiner. Etwas raschelt. Etwas fällt heraus, segelt zu Boden, landet mit der Bildseite nach oben. Wie in Zeitlupe.

Ein Ultraschallausdruck. Kein Name. Kein Datum. Nur Formen, die ich – als Biologe, als Mensch, als fast alles – sofort erkenne. Eindeutig. Unmissverständlich.

Ich starre darauf. Lea erstarrt. Die Luft im Flur verändert sich – von warm auf eisig, in einer Sekunde. Der Balkon hinter uns verstummt. Kein Möwenruf, nichts.

Hinten, in Leas steiler, schneller Schrift – derselben Schrift wie alle Post-its, alle Gegenlisten, alles, was ich liebe – steht: *Frag nicht. Noch nicht.* Drei Wörter. Handschriftlich. Unterstrichen. Zweimal.

„Lea?“, frage ich. Meine Stimme klingt fremd. Klein. Wie damals, mit sechzehn. „Was ist das?“ Ich deute auf das Bild. Meine Hand zittert. Ihre auch. Alles zittert. Alles steht still.

Sie sieht mich an. Sieht das Bild an. Sieht mich wieder an. Und sagt nichts. Zum ersten Mal, seit ich sie kenne – seit Speed-Dating, seit Ponton, seit 46 Tagen ununterbrochenem Reden, Lachen, Streiten, Versöhnen – sagt Lea Sommer nichts. Sie bückt sich, nimmt das Bild, steckt es ein – langsam, sorgfältig, als wäre es zerbrechlich, als wäre sie zerbrechlich – und sagt nur, leise, mit einer Stimme, die ich noch nie gehört habe, dünn wie Papier:

„Nicht heute. Bitte. Heute war perfekt. Der Balkon, Inês, deine Mutter – alles. Lass es uns behalten. Für heute Nacht. Für diesen Abend. Morgen... morgen reden wir. Versprochen. Ehrenwort. Mit allem.“

Ich nicke. Was soll ich sonst tun? Drängen? Nach allem, was war? Nach Ranking, nach Auswerten, nach gelerntem Bleiben? Aber in meinem Kopf dreht sich alles: Lissabon. Inês. Das Stipendium. Das fremde Geld für zwei. Zwei Jahre Schweigen. *Frag nicht. Noch nicht.* Und dahinter: Müdigkeit, die sie seit Wochen wegwischt. Schwindel gestern Abend. Ihre kalte Hand. Kein neues Rätsel. Dasselbe alte: allein mit allem, zu lange.

Sie küsst mich auf die Wange – flüchtig, traurig, anders als morgens, anders als je – und schließt die Tür. Leise. Wie die Bibliothek. Wie Stille, die nichts Gutes bedeutet. Wie ein Versprechen, das Angst macht.



Auf dem Heimweg – Regen im Gesicht, keinen Schirm dabei – denke ich an alles: An Inês. An das Geld für zwei. An zwei Jahre Schweigen. An ein Bild ohne Namen, das aus einer Jacke fällt wie eine Bitte. Wie beides.

Zu Hause – 00:40 Uhr, Küche, Nachtlcht – setze ich mich vor das leere Whiteboard. KENNENLERN-LISTE. Darunter: mein Satz aus Tag 40. Leere. Platz. Ich nehme einen Stift und schreibe, zum ersten Mal seit Wochen, unten auf meine Liste – klein, ehrlich, ängstlich:

Hypothese: Es gibt Dinge, die man nicht googeln sollte. Ergebnis: Ich werde trotzdem alles herausfinden wollen – heute Nacht, sofort. – Nein. Neue Hypothese: Es gibt Dinge, die man nicht allein herausfinden sollte. Nicht nachts. Nicht aus Angst. Ergebnis: Morgen frage ich. Ruhig. Wie versprochen. Und bis dahin: vertrauen. Auch im Nichtwissen.

Und darunter, kleiner, weil es mir peinlich ist – und weil
Peinlichkeit zuverlässiger ist als jeder Pegel:

*Frag nicht. Noch nicht. – Verstanden. Respektiert. Aber
bald. Morgen. Und dann: Wahrheit. Für uns. Weil heute
Abend echt war. Auch das hier ist echt. Besonders das hier.*

ALLES AUSSER PLANBAR · BAND 1

Dr. Felix Hartmann liebt Listen.

Listen sind logisch. Menschen nicht.

Als der Hamburger Bioinformatiker beschließt, die perfekten Orte zum Kennenlernen zu finden, erstellt er eine Liste mit zwölf Plätzen, sortiert nach Lärmpegel, Gesprächstauglichkeit und wissenschaftlicher Vernunft. Ein überschaubares Projekt. Zumindest in der Theorie.

Dann begegnet er Lea.

Lea ist Notärztin, sagt, was sie denkt, lacht zu laut und hält nichts von Tabellen. Während Felix misst, bewertet und analysiert, schreibt sie ihre eigene Gegenliste: eine Sammlung all der Dinge, die man nur erfährt, wenn man aufhört, alles verstehen zu wollen.

Zwischen Hamburger Hafen, Fischkisten am frühen Morgen, Familienessen, missglückten Entscheidungen und den Geschichten, die Menschen viel zu lange mit sich herumtragen, entdeckt Felix etwas, das auf keiner Liste steht:

Manche Fragen lassen sich nicht auswerten.

Und manche Menschen sind wichtiger als jede Antwort.

Eine warmherzige Liebesgeschichte über zweite Chancen, Verlust, Freundschaft und den Mut, das Unplanbare zuzulassen. ISBN 978-3-XXXXX-XXX-X